

# Volk und Kasse

Illustrierte  
Vierteljahrschrift für deutsches Volkstum

---

---

3. Jahrgang 1928

---

---



J. F. Lehmanns Verlag, München

1937: 1060

Voll und Kaffe

Buchhandlung für deutsches Volkstum



9367



012222





# Inhaltsverzeichnis

des 3. Jahrgangs (1928).

## Verfasserverzeichnis.

	Seite
Albrecht, Chr., Die Kultur der Slawen in Nord- und Mitteldeutschland vom 7.—12. Jahrhundert. Mit 5 Abb. . . . .	23
—, Vor- und frühgeschichtliche Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland. Mit 1 Karte und 3 Abb. . . . .	210
Aust, O., Der Geburtenrückgang im deutschen Volk . . . . .	96
Blümner, W., Oberst a. D., Wehrkraft und Geburtenrückgang . . . . .	129
v. Bonin, B., Der Balken von Kleinzig. Ein Beitrag zur Entstehung der Gotik . . . . .	137
Darré, W., Der Balken von Kleinzig . . . . .	224
—, Bauer, Krieger und Rasse . . . . .	173
Drascher, W., Familiengeschichtliche Wege zum Auslandsdeutschtum . . . . .	46
Folkers, J., Die mittelalterlichen Ansiedlungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1000) . . . . .	28
Greiser, W., Volk und Rasse in Ermland-Masuren . . . . .	118
Graushofer, R., Tatsachen der Rassen-Politik im pazifischen Lichte . . . . .	184
Hedischer, R., Rassenzauber . . . . .	105
Julien, R., Die alemannisch-schwäbischen Kopftrachten. Mit 7 Abb. . . . .	39
—, Kleid und Rasse. Mit 7 Abb. . . . .	82
Köpelmann, M., Rassenverhältnisse an einer Berliner Realschule . . . . .	55
Kufft, S., Weiß und Schwarz in der Bevölkerungsabewegung der Vereinigten Staaten . . . . .	140
Mjoen, J. A., Rassenkreuzung beim Menschen. I. Mit 13 Abb. . . . .	104
Much, R., Die Germanen bei Th. Mommsen . . . . .	101
—, Kelten und Germanen . . . . .	145, 193
von Pezold, A., Die Ahnen des deutschen Reichspräsidenten, des Generalfeldmarschalls Paul von Beneckendorff und von Hindenburg . . . . .	90
Reche, O., Blutgruppenforschung und Anthropologie . . . . .	1
—, Natur- und Kulturgeschichte des Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen. Mit 13 Abb. . . . .	68
Scholz, A., Grundlegendes über Rassenpflege und Erziehung . . . . .	235
Schomburg, S., Die Wirkung der Umwelt auf die Körpergröße . . . . .	51
Schulz, W., Fremdes Blut im germanischen Adel der geschichtlichen Frühzeit. Mit 2 Abb. . . . .	200
Strenger, E., Nordischer Bluteinfluss bei den Tschechen . . . . .	228
Sturm, W., Lebensfragen des Deutschtums in Litauen. Mit 1 Karte . . . . .	186
Wellisch, S., Graphische Darstellung der Blutgruppen der verschiedenen Völker und Rassen. Mit 5 Abb. . . . .	202
Witte, S., Urheimat und Westausbreitung der Slaven . . . . .	13
Zeiß, S., Ein Führer zur altgermanischen Kunst. Mit 5 Abb. . . . .	229
—, Ortsnamen als Marksteine des Volkstums . . . . .	219

## Buchbesprechungen.

	Seite
Abels, Die Ortsnamen des Emslandes	121
Bebr, Die Zukunft der menschlichen Rasse	121
Boudriot, Die altgermanische Religion	249
Bouchholz, Elßaß-Lothringen	280
Buttersack, Wider die Minderwertigkeit	88
Capelle, Die Germanen im Frühlicht der Geschichte	280
Driesch, Frauen jenseits der Ozeane	247
Festschrift für Marie Andreæ-Lyhn	281
Fischer, Rasse und Rassenentstehung beim Menschen	88
Frazer, Der goldene Zweig	187
Fundberichte, Badische	180
Gamillschegg, Die Sprachgeographie	281
Geramb, Volkskunde der Steiermark	89
Gragger, Altungarische Erzählungen	122
Gauer, Der Drätya	187
Heimatbuch 1928, Schwäbisches	281
Häufig, Die deutschen Hochgeriten	60
Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung	188
Jensen, Die nordfriesischen Inseln	123
Jeremias, Germanische Frömmigkeit	281
Juhász, Die Stifte der Tschanader Diözese im Mittelalter	188
Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen	123
Keyßer, Anutu im Papualande	60
Kosinna, Altgermanische Kulturböde	128
Kraitschek, Rassenkunde	60
Kumner, Midgards Untergang	189
Leipoldt, Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtland	189
Lüdke, Grenzmark Posen-Westpreußen	60
Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens u. Mährens	61
Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes	61
Mores, Das weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten	62
Mortensen, Beiträge zu den Nationalitäten und Siedlungsverhältnissen von Preußisch-Litauen	128
Müller, Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage	190
Naumann, Altgermanisches Frauenleben	63
Niederdeutsche Dichter und Denker	190
Nollau, Germanische Wiedergeburt	63
Preidel, Germanen in Böhmen	126
Preidel und Oberdorffer, Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Stadtmuseums in Bräur	127
Rademacher, Die Heideterasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz	191
Röder, Die sächsische Schalenfibul der Völkerwanderungszeit	63
Scheidt, Rassenunterschiede des Blutes	282
Scheidt und Wriede, Die Elbinsel Finkenwärder	127
Schemann, Die Rasse in den Geisteswissenschaften	127
Schröder, Die deutschen Burgennamen	63
Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen	64
Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland	283
Simon, Figürliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit	64
Stolz, Die Ausbreitung des Christtums in Südtirol im Lichte der Urkunden	191
Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit	283
Strasser, Wikingen und Normannen	192
Strzygowski, Die Holzkirchen in der Umgebung von Bialig-Biala	192
Volkskundeforschung, Nordische	64
Wagner, Die Römer in Bayern	128
Weber, Walthari und Sildegund	284
Weiß, Das Braunauer Blutbuch	192
Wiebel, Das Schottentor	128

---

# Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Michel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbol (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Pfeiler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schulze-Naumburg (Saaleh); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wable (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zauert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautsch bei Leipzig, Ring 88, und Dr. Hans Zeiß, München 81, Holzschnerstraße 2.

Verlag: J. S. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Kralauerstraße 11 (Postsparkassentkonto der Kreditanstalt: Prag 62 739). — Schweizerische Postcheckrechnung Bern III 4548. Schwed. Postcheckkonto Stockholm 4167.

---

3. Jahrgang

Heft 1     Januar (Hartung) 1928

---

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

---

## Blutgruppenforschung und Anthropologie.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Die bisher in der Anthropologie ausschließlich angewandten anatomisch-morphologischen und mathematischen Methoden haben leider nicht die erhoffte völlige Klarheit über die Menschenrassen gebracht. Das liegt erstens daran, daß sie mit Sicherheit nur das Äußere, das „Erscheinungsbild“ des Menschen erfassen können und über die Erbanlage, über das „Erbbild“, nur eine lückenhafte Auskunft geben, und zweitens hat man in der Anthropologie nicht genügend beachtet, daß die anatomischen und morphologischen Merkmale ja nicht allein das Wesen der Rasse ausmachen, daß physiologische und psychologische Eigenschaften ebenso wichtig sind und berücksichtigt werden müssen. Die moderne Anthropologie wendet sich also immer mehr auch diesen Dingen zu, eine Richtungsänderung, die auch auf der vorjährigen Anthropologentagung in Salzburg deutlich zutage trat, wo außer mir<sup>1)</sup> auch Stigler und Reichel<sup>2)</sup> auf die außerordentliche Wichtigkeit dieser Forschungen hinwiesen.

<sup>1)</sup> O. Reche, Fortschritte in der Anthropologie. Mitt. Anth. Ges. Wien 87. Bd. 1927 S. 12.

<sup>2)</sup> Rob. Stigler, Rassenphysiologische Probleme. Mitt. Anth. Ges. Wien 1927 S. 124.

Wir müssen es als einen besonders glücklichen Umstand ansehen, daß gerade jetzt die Blutforschung entscheidende Fortschritte macht und in den sogen. „Blutgruppen“ Eigenschaften entdeckt hat, die anthropologischen Wert zu haben scheinen, und die Hoffnung bricht sich immer mehr Bahn, daß dieser neue Wissenszweig der Erforschung der Menschentrassen in vieler Beziehung weiterhelfen, uns wichtige neue Erkenntnisse bringen wird.

Da „Voll und Kasse“ bisher noch nichts über die Blutgruppenerforschung gebracht hat, seien zunächst die Grundlagen kurz erwähnt, die für das Verständnis der weiteren Erörterungen notwendig sind.

Schon seit Jahrzehnten versucht man bei starkem Blutverlust und bei perniziöser Anämie (zum Tode führender „Blutarmut“) den Patienten dadurch zu retten, daß man Blut eines Gesunden in bestimmter Dosis auf ihn überträgt (Transfusion). Dabei hat man nun die überraschende Erfahrung gemacht, daß das fremde Blut nicht in allen Fällen gut vertragen wurde, daß vielmehr statt der belebenden Wirkung gelegentlich schwere Siebererscheinungen und sogar der Tod eintraten; selbst das Blut naher Verwandter konnte diese Folgen haben.

Die Ursache dieser rätselhaften Erscheinung wurde durch Landsteiner<sup>3)</sup> gefunden. Er veröffentlichte im Jahre 1901 seine Entdeckung, daß — nicht nur, wie Shattock 1899 angenommen hatte, in Krankheitsfällen, sondern auch bei gesunden Menschen — beim Zusammenbringen des Blutes zweier Menschen Zusammenballungen der roten Blutkörperchen eintreten können, sogen. „Agglutinationen“. Kommt es nach einer Blutübertragung zu solchen Zusammenballungen, so verstopfen die Blutklumpen die Blutwege und rufen die erwähnten verhängnisvollen Erscheinungen hervor. Landsteiner glaubte drei Blutarten („Blutgruppen“) unterscheiden zu können, Decastello und Sturli stellten dann aber schon 1902 fest<sup>4)</sup>, daß es vier Gruppen sind, deren gegenseitiges Verhalten aus einer kleinen Tabelle ersichtlich ist:

		Serum (Blutserum)				
Blutkörperchen	Gruppe	I	II	III	IV	
	I	—	+	+	+	A B
	II	—	—	+	+	A
	III	—	+	—	+	B
	IV	—	—	—	—	0
		0	$\beta$	$\alpha$	$\alpha\beta$	

Serum und rote Blutkörperchen sind in der Tabelle getrennt; sie zeigt die Wirkung der verschiedenen Seren auf die roten Körperchen, denn nicht etwa die Blutkörperchen zweier Gruppen bringen sich gegenseitig zur Zusammenballung, sondern das fremde Serum zwingt sie dazu.

Dort, wo es bei Berührung von Serum und roten Blutkörperchen zur Agglutination kommt, ist in der Tabelle ein Pluszeichen eingesetzt, dort, wo

<sup>3)</sup> L. Landsteiner, Wien. Klin. Wochenschr. 1901. Bd. 14.

<sup>4)</sup> Decastello u. Sturli, Münchener Medizin. Wochenschr. 1902 S. 1090.

keine solche stattfindet, ein Minuszeichen. Es ergibt sich also, daß das Serum der Blutgruppe I die Blutkörperchen überhaupt keiner Blutgruppe zum Zusammenballen zwingt, es hat also offenbar keine agglutinierende Eigenschaft, kein sogenanntes „Agglutinin“. Anders bei den übrigen Seren: das von Blutgruppe II agglutiniert rote Blutkörperchen von Blut I und III, das von Blutgruppe III die von I und II, endlich das von Blutgruppe IV die von allen übrigen mit Ausnahme der eigenen. Die eigenen roten Blutkörperchen werden normalerweise überhaupt nicht — in keiner Blutgruppe — agglutiniert, sonst wäre ja ein geregelter Blutkreislauf unmöglich. Das „Agglutinin“ der Gruppe II hat man mit  $\beta$ , das von III mit  $\alpha$  bezeichnet; Gruppe IV enthält zugleich  $\alpha$  und  $\beta$ .

Betrachten wir umgekehrt die Eigenschaften der roten Blutkörperchen. Die der Gruppe IV haben offenbar nicht die Fähigkeit, sich beim Zusammentreffen mit irgendeinem fremden Serum zusammenzuballen, man sagt, sie besitzen kein „Agglutininogen“; deshalb ist in der Tabelle rechts in der betreffenden Spalte eine 0 eingesetzt. — Die Blutkörperchen der Gruppe III ballen sich zusammen, wenn sie mit den Seren der Gruppen II und IV zusammentreffen, d. h. ganz offenbar nur bei der Begegnung mit dem Agglutinin  $\alpha$ , das in diesen beiden Seren enthalten ist; sie haben also eine Eigenschaft, die sie zur Zusammenballung befähigt, ein „Agglutininogen“; man hat sich darauf geeinigt, dieses mit B zu bezeichnen. — Bei Gruppe II tritt die Zusammenballung nur bei Berührung mit den Seren III und IV, also bei Begegnung mit dem Agglutinin  $\beta$  ein; Gruppe II hat also ebenfalls ein „Agglutininogen“, das man als A bezeichnet. — Gruppe I endlich hat Blutkörperchen, die sich sowohl bei der Berührung mit  $\alpha$  wie mit  $\beta$  zusammenballen, d. h. sie hat offenbar zwei Garnituren roter Blutkörperchen, solche mit dem Agglutininogen A und andere mit dem Agglutininogen B: sie hat beide Agglutinogene.

So erhalten wir also für die 4 Blutgruppen folgende Formeln, die zugleich den Gehalt an „Agglutininogenen“ wie „Agglutininen“ angeben:

Gruppe I . . . . .	AB $\alpha$ ,
Gruppe II . . . . .	A $\beta$
Gruppe III . . . . .	B $\alpha$
Gruppe IV . . . . .	O $\alpha\beta$ .

Zu bemerken ist hierzu, daß leider in der Zählung der Blutgruppen insofern eine gewisse Verwirrung eintrat, als zwei Forscher — ohne voneinander zu wissen — eine verschiedene Zählung vornahmen; zunächst verwandte man meist die hier angeführte, die von Moß<sup>5)</sup> stammt; als sich aber die Priorität von Janáky<sup>6)</sup> herausstellte, benutzten viele die von ihm angegebene Reihenfolge, die sich von der Moßschen dadurch unterscheidet, daß sie die Gruppe I als IV und die Gruppe IV als I bezeichnet; II und III sind bei beiden Forschern gleich benannt. Um endlich Klarheit in die Benennung zu bringen, schlugen v. Dungern und Sirgfeld<sup>7)</sup> vor, die Gruppen nicht mit Zahlen, sondern mit ihrem Gehalt an Agglutinogenen und Agglutininen zu bezeichnen, also sie O $\alpha\beta$ , A $\beta$ , B $\alpha$  und AB zu benennen, ein Vorschlag, der auf der

<sup>5)</sup> W. L. Moß, Tr. A. Am. Phys. S. 24 S. 419, 1909; derselbe: Folia Serologica Bd. 8 S. 207, 1909.

<sup>6)</sup> Janáky, J. Sborn. klin. Bd. 8 S. 25, 1907.

<sup>7)</sup> L. Sirgfeld, Verhandl. d. Ständ. Kommiss. f. Blutgruppenforsch. (Ukrainisches Zentralblatt f. Blutgruppenforsch.) Bd. I S. 1 1927 S. 28.

Düsseldorfer Tagung der „Deutschen Gesellschaft für gerichtliche und soziale Medizin“ im Prinzip angenommen wurde, nur daß man zur Bezeichnung der Gruppen ausschließlich das Vorkommen der Agglutinogene verwendet wissen will, so daß die 4 Gruppen die Bezeichnung

0, A, B und AB

erhalten, was den Vorteil der Kürze hat.

Berücksichtigt man, daß man die Eigenschaften seines Blutes von seinen Eltern erbt und daß man wohl bezüglich jeder Erbeigenschaft nach den Mendelschen Regeln entweder gleich- oder ungleicherbig sein kann, so ergeben sich bezüglich der Blutgruppen folgende Formulierungen:

Moß (I)-Janásky (IV) . AABB oder AaBB oder AABb oder AaBb

II . . . . . AAbb oder Aabb

III . . . . . aaBB oder aaBb

Moß (IV)-Janásky (I) . aabb

wobei mit a das Fehlen von A, mit b das Fehlen von B bezeichnet ist und die Agglutinine der Einfachheit halber weggelassen sind. AABB, AAbb, aaBB und aabb sind dabei die Formeln der Gleicherbigkeit, die anderen die für Uneleicherbigkeit.

Aus mathematischen Erwägungen (weil die Gruppe AB in der Praxis relativ seltener ist, als in der Theorie) ist Bernstein<sup>8)</sup> zu der Ansicht gekommen, auch die Gruppe 0 enthalte eine Eigenschaft, die allerdings rezessiv sei und die er mit R bezeichnet; wenn Bernsteins Theorie richtig ist, dann hätten die Gruppen folgende Formel:

AB

AA $\beta$  oder AR $\beta$

BBa oder BRa

RRa $\beta$

Die Anschauung Bernsteins ist aber noch unbewiesen und wird gerade neuerdings stark angefochten, da man — wie wir noch sehen werden — den geringeren Hundertsatz von Menschen mit AB anders deuten zu können glaubt.

Aus der obigen Tabelle geht weiter hervor, daß zur Bestimmung der Blutgruppen die beiden Sera II und III genügen — wenigstens zur Bestimmung des Vorhandenseins von A und B und damit zur Identifizierung der Gruppe; es sind das die Sera, die nur  $\alpha$  und  $\beta$  enthalten. Die einfachste Methode zur Bestimmung der Blutgruppe eines Menschen besteht also darin, daß man auf einem gläsernen Objektträger auf der einen Seite (z. B. links) einen Tropfen Serum II, auf der anderen einen Tropfen Serum III aufträgt, natürlich so, daß eine Berührung sorgfältig vermieden wird. Nun fügt man zu jedem Serum einen Blutstropfen des zu Untersuchenden. Tritt dann auf beiden Seiten Agglutination ein, so haben wir es mit der Blutgruppe AB (also beide Agglutinogene) zu tun; findet die Agglutination nur links (in II) statt, so handelt es sich um Blutgruppe III; bei Fällung nur im Serum III ist es Blutgruppe II, und tritt gar keine Agglutination ein, so haben wir Gruppe 0 vor uns.

Die geschilderte einfache Methode führt in fast allen Fällen zur einwandfreien Bestimmung der Blutgruppe; sie ist so sicher, daß die Serum her-

<sup>8)</sup> S. Bernstein, Ztschr. f. indukt. Abst. u. Vererbh. Bd. 37, 1928.

stellenden Institute sie allgemein empfehlen, trotzdem das Serum meist zur Blutgruppensfeststellung zwecks Blutübertragung verwendet wird, also für Untersuchungen, von deren richtigem Resultat das Leben von Menschen abhängt.

Nur in sehr seltenen Fällen — bei unsicheren Gruppen O und AB — reicht die Methode nicht aus und natürlich auch dann nicht, wenn man außer den Agglutinogenen auch die Agglutinine  $\alpha$  und  $\beta$  feststellen will, die gelegentlich nur schwach entwickelt sind oder auch ganz fehlen können, wie vielfach bei Neugeborenen. Die für diese Zwecke anzuwendende Methode ist aber verhältnismäßig kompliziert und nur im Laboratorium durchzuführen; für Massenuntersuchungen kommt sie nicht in Frage.

Merkwürdigerweise hat man sich viele Jahre damit begnügt, die Kenntnis der Blutgruppe für klinische Zwecke zu verwenden, ohne sich mit der Frage zu beschäftigen, was die Blutgruppen eigentlich sind und ob sie ein individuell erworbenes, von der Umwelt abhängiges, oder ein erbliches Merkmal sind. Man erkannte schließlich, daß jeder Mensch seine Blutgruppe während seines ganzen Lebens behält, sie nicht willkürlich ändern kann; alle Versuche, durch physikalische oder chemische Einflüsse eine Umstellung der Blutgruppe zu erreichen, sind nach anfänglichen Scheinerfolgen bei sorgfältigerem Experimentieren gescheitert. Bereits beim Embryo ist die Blutgruppe fixiert, sind wenigstens die Agglutinogene vorhanden.

Diese Tatsachen und die Beobachtungen bei Familienuntersuchungen ergaben, daß die Blutgruppen erblich sind, daß jeder Mensch sie also von seinen Eltern übernimmt; oder richtiger, nicht eigentlich die Blutgruppe wird vererbt, sondern die Agglutinogene und Agglutinine; A, B,  $\alpha$  und  $\beta$  finden sich im Blute eines Menschen nur dann, wenn sie auch bei seinen Eltern vorhanden sind. Es handelt sich also um dominante Eigenschaften, die keine Generation überspringen können und die sich nach den Mendelschen Regeln vererben. Man kann also aus der Blutformel der Eltern berechnen, welche Blutformeln bei den Kindern nur austauschen können, und umgekehrt kann man aus der Blutgruppe der Kinder auf die der Eltern schließen. Das hat man bereits für den Nachweis von Nichtvaterschaften verwendet; wenn beispielsweise die Mutter und der Beklagte beide die Gruppe II ( $A\beta$ ) haben, das Kind aber Gruppe III ( $B\alpha$ ), dann kann der Beklagte nicht der Vater sein; denn die im Blute des Kindes vorhandenen Eigenschaften B und  $\alpha$  muß es von mindestens einem seiner Eltern geerbt haben; von der Mutter kann es sie aber in unserem Fall nicht haben, denn die hat nur A und  $\beta$ , und ebenso wenig von dem Beklagten, der auch nur A und  $\beta$  besitzt; also muß ein anderer Mann der Vater sein, ein Mann mit B und  $\alpha$ .

Leider reicht diese Methode nur zum Beweis einer Nichtvaterschaft aus; ein positiver Beweis für eine Vaterschaft läßt sich mit ihr nicht erbringen. Dazu kommt, daß die Zahl der nachweisbaren Nichtvaterschaften nur sehr gering ist, in der bisherigen Praxis vielleicht nur etwa 12% betrug. Die Hoffnungen also, die man zunächst in weiten Kreisen in die Brauchbarkeit der Blutgruppenuntersuchungen für Vaterschaftsprozesse gesetzt hat, sind stark enttäuscht worden. Man kann eben bisher nur 4 Blutgruppen unterscheiden, und der bei einem Vaterschaftsprozeß sich für den „Vater“ ergebenden „möglichen“ Blutgruppe gehören viele Millionen Männer an; von dem Idealzustand der genauen Charakterisierung des Blutes jedes einzelnen Menschen sind wir leider noch sehr weit entfernt.

Die Tatsache der Erbllichkeit der Blutgruppen (der Agglutinogene und Agglutinine) läßt die weitere Frage auftauchen, ob wir es hier mit Rassenmerkmalen zu tun haben, also mit Merkmalen, die für bestimmte erbbiologisch zusammenhängende Menschengruppen charakteristisch sind. Die daraufhin unternommenen statistischen Untersuchungen zur Feststellung des Hundertsatzes, in dem die Blutgruppen in der Bevölkerung vorkommen, ergaben zunächst ein nicht zu deutendes Resultat: in den untersuchten Orten Mitteleuropas traten die Blutgruppen überall ungefähr in folgendem Verhältnis auf:

Gruppe AB . . . . .	in etwa	5%,
Gruppe A (II) . . . . .	" "	40%,
Gruppe B (III) . . . . .	" "	10%,
Gruppe O . . . . .	" "	45%.

Das Ehepaar Hirschfeld hatte dann während des Weltkrieges Gelegenheit, die aus den verschiedensten Völkern und Rassen zusammengewürfelte Saloniki-Armee unserer Feinde auf die Blutgruppen zu untersuchen, und da stellte es sich heraus, daß bei anderen Rassen und Rassengemischen das Verhältnis der Blutgruppen doch erheblich anders ist. Die Hirschfeld kamen<sup>9)</sup> schon nach diesen ersten Untersuchungen zu der Überzeugung, daß die Blutgruppe II (Aß) ihren Konzentrationspunkt in Europa habe und um so mehr zunehme, je mehr man sich dem Norden und Westen Europas näherte; daß die polar entgegengesetzte Blutgruppe III (Ba) aber immer mehr zunehme, je mehr man sich Südasien näherte. Die Hirschfeld konstruierten den sogenannten „Biochemischen Rassenindex“ zur Berechnung des Verhältnisses, in dem die beiden Eigenschaften A und B in einer Bevölkerung vorkommen (also unter Vernachlässigung der Agglutinine); dieser Index wird nach der Formel berechnet:

$$\frac{\text{Gruppe AB} + \text{Gruppe A}}{\text{Gruppe AB} + \text{Gruppe B}}$$

Dieser Index soll also den relativen Gehalt an A-Blut angeben, ist aber nicht einwandfrei, weshalb neuerdings verschiedene Forscher immer neue Indizes vorschlagen, von denen sich bisher aber noch keiner hat durchsetzen können, da noch keiner fehlerlos ist. Der Hirschfeldsche Index hat vor allem den Nachteil, daß die überaus häufige Gruppe O in ihm ganz unberücksichtigt bleibt.

Wiśniewsky<sup>10)</sup> schlägt einen Index vor, der Gruppe O mitverwendet und benutzt die Formel:

$$\frac{\text{Gruppe O} + 2 \text{ Gruppe A} + \text{Gruppe AB}}{\text{Gruppe O} + 2 \text{ Gruppe B} + \text{Gruppe AB}}$$

Er kommt damit zu Zahlen, die die einzelnen Bevölkerungsgruppen vielleicht besser voneinander trennen.

Mellich<sup>11)</sup> meint aber, der von Wiśniewsky vorgeschlagene Index habe vor dem Hirschfeldschen keinen Vorzug (was auch von Popow schon eingewendet sei); da bei ihm Gruppe O und Gruppe AB sowohl im

<sup>9)</sup> Hirschfeld, E. und Hirschfeld, A., *Anthropologie* Bd. 29, 1918—1919.

<sup>10)</sup> Wiśniewsky, B. A., Zur Frage d. biochem. Rassenindex. *Wratsch. Dslo.* Nr. 6, 1928, und Blutgruppen und Anthropologie, Verhandl. d. Ständ. Kommission für Blutgruppenforsch. Charkow 1927, Bd. I S. 2 S. 1—28.

<sup>11)</sup> Mellich, A. A., Der neue biochemische Rassenindex. Verhandl. d. St. Komm. f. Blutgr.-Forsch. Charkow 1927, Bd. I S. 2 S. 26—39.



Zähler wie im Nenner vorkämen, fänden eigentlich doch nur Gruppe A und B Berücksichtigung. Mellisch schlägt nun seinerseits vor, den Index folgendermaßen zu formulieren:

$$\frac{\text{Gruppe 0} + \text{Gruppe A}}{\text{Gruppe B} + \text{Gruppe AB}}$$

Dieser Index stellt also eine Beziehung aller  $\beta$ -Besitzer zu allen B-Besitzern dar und scheint sich in der Praxis zu bewähren.

Die Blutgruppenforschung ergibt eine Reihe höchst interessanter Fragen:

Erstens, was sind die Blutgruppen in ihrem eigentlichen Wesen, was sind Agglutinogene und Agglutinine chemisch und biologisch? Welchen Zweck haben sie? Meiner Meinung nach sind sie keine eigentlichen Abwehrreigenschaften gegen fremdes Blut, denn das Blut eines Lebenden kommt doch unter natürlichen Verhältnissen niemals im Bereich seines Kreislaufes mit fremdem Blut in Berührung! Die Agglutination ist also nur eine Nebenerscheinung, die eigentliche Funktion der Agglutinogene und Agglutinine muß eine andere sein.

Die Frage, ob die Blutgruppen erbliche Merkmale sind oder unter dem Einfluß der Umwelt entstehen, wurde bereits oben besprochen; wir kennen jetzt die Hauptgrundzüge ihres Erbganges; trotzdem sind weitere Untersuchungen an großen Familien für viele Fragen durchaus notwendig.

Erwähnt wurde auch schon die beschränkte Auswertbarkeit für Vaterschaftsuntersuchungen. Auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin hat man die Blutgruppendiagnose weiterhin dazu verwenden können, in einzelnen Fällen nachzuweisen, ob ein Blutsfleck vom eigenen Blut eines einer Bluttat Beschuldigten oder von einem Fremden (möglicherweise dem Ermordeten) stammen kann.

Eine dritte, den Anthropologen am meisten interessierende Frage knüpft an die Hirschfeldsche Theorie an, daß es ursprünglich zwei „serologische Menschenrassen gäbe“, von denen die eine Trägerin der Eigenschaften A und  $\beta$ , die andere die der Eigenschaften B und  $\alpha$  sei. Also die Frage, sind die Blutgruppen Rassenmerkmale? Es liegen schon eine erhebliche Zahl von Beobachtungen vor, die außerordentlich für diese Anschauung sprechen! Schon die Untersuchungen Verzars<sup>12)</sup> zeigten, daß die in Ungarn wohnenden Gastvölker — Deutsche und Zigeuner — in ihrem Blutindex von den Ungarn abweichen; bei den Deutschen ist der Blutindex höher, bei den Zigeunern niedriger, als bei den Ungarn; Deutsche wie Zigeuner haben den Blutindex auch in der fremden Umwelt beibehalten, den sie in ihrer Heimat hatten. Der Index der Zigeuner unterschied sich nur um 0,1 von dem der Index, aus denen sie hervorgegangen sind; sie sind ja erst etwa 1400 in Europa erschienen. Die Deutschen im Tale der Theiß haben den gleichen Index, wie er sich heute in Mitteldeutschland findet, von wo sie kamen; der Index ist über 200 Jahre unverändert geblieben.

Nach den Feststellungen Wischnesky<sup>13)</sup> ist bei den Tschuwaschen die anthropologische Bedeutung des Blutindex deutlich zu erkennen: im Osten, wo sie rassenreiner geblieben sind, haben sie einen höheren Gehalt an den asiatischen

<sup>12)</sup> Verzar, J., Neue Untersuchungen über Hochmagglutinine. Klin. Wochenschrift Nr. 19, 1912.

<sup>13)</sup> Wischnesky, B. N., Blutgruppen u. Anthropologie, Verhandl. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-G. Charkow 1927, Bd. I S. 1 S. 16.

Saktoren B und  $\alpha$ , als im stärker gemischten Westen. — Nach Rubaschkin<sup>14)</sup> lassen sich zwei Arten von Tataren unterscheiden: die östliche Gruppe zeigt einen hohen Gehalt an B und  $\alpha$ , die westliche dagegen, die Krimitataren, hat viel mehr A und  $\beta$  (also die vermutlich europäischen Eigenschaften); er führt das darauf zurück, daß in der Krim früher Griechen und Goten gegessen haben und daß deren Blut noch in den Krimitataren vorhanden sei. — Bei den Burjäten steigt der Blutindex sofort, sobald sie russisches Blut aufnehmen<sup>15)</sup>.

Neuerdings hat die Untersuchung der deutschen Kolonisten in der Ukraine gezeigt, daß sie fast den gleichen Durchschnittsindex haben, wie die Reichsdeutschen, und einen höheren, als die umgebende Bevölkerung<sup>16)</sup>.

Nach Bernstein ist die Vermehrung des Hundertsatzes der Gruppe 0 ein Hinweis auf Rassenmischung.

Steffan besonders ist es zu danken, daß er immer wieder darauf hinwies, wie notwendig es ist, möglichst reinrassige Bevölkerungen auf den verhältnismäßigen Gehalt an Agglutininen und Agglutinogenen zu untersuchen; denn nur so können wir zu einer einwandfreien Lösung der Frage kommen, ob und welchen Rassen oder Rassengruppen die Blutgruppen ursprünglich angehören und ob ursprünglich eine Art Koppelung mit anderen Rassenmerkmalen vorhanden war. Eine erbbiologische Koppelung scheint es allerdings vielleicht nie gewesen zu sein, aber man wird sich vorstellen können, daß Gruppe A ursprünglich mit manchen anderen anthropologischen Eigenschaften verbunden war, als Gruppe B; infolge der eingetretenen Rassenmischungen hat dann allerdings ein „Aufspalten“ stattgefunden, wie wir es bei anderen anthropologischen Merkmalen auch beobachten können; so vererben sich ja sogar die ursprünglich sicher zusammengehörenden hellen Farben von Auge, Haar und Haut bei Mischlingen getrennt. Es kann also kein Zweifel sein, daß heutzutage, nach eingetretener Mischung, die Blutgruppen nicht unlösbar mit den wichtigsten anderen Rassenmerkmalen gekoppelt sind; aber umfangreichere weitere Untersuchungen ergeben vielleicht doch noch, daß bei einigen Merkmalen eine Koppelung vorhanden ist, alle hat man noch nicht daraufhin geprüft. Vielleicht sind es keine morphologischen, aber physiologische Rassen-eigenschaften, die mit bestimmten Blutmerkmalen Hand in Hand gehen!

Steffan hat den Gedanken der Notwendigkeit der Untersuchung möglichst reiner Rassen selbst in die Tat umzusetzen gesucht: er hat erstens selbst die reingermanische, von Wikingern abstammende Bevölkerung der kleinen Ostseeinsel Öhe auf die Blutgruppen untersucht, Spangenberg arbeitete auf der Hallig Pellworm, Ketterer prüfte die angeblich rein „alpine“ Bevölkerung des Schwarzwalddorfes Peterstal, Schütz die Schulkinder der ostschleswigschen Landschaft Angeln, Hung-Sees-Lue Chinesen aus Peking<sup>17)</sup>.

Die Verwertung dieser und zahlreicher Untersuchungsergebnisse aus Orten mit starker gemischter Bevölkerung ergab vorläufig im großen und ganzen eine Bestätigung der Hirschfeldschen Theorie. Steffan trug die für alle Erdteile gefundenen Werte des „biologischen Rassenindex“ (so weit sie einigermaßen zuver-

<sup>14)</sup> Rubaschkin, W., Die Blutgruppen in U.S.S.R. Verhandl. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-Forsch. Charkow 1927, Bd. I S. 1 S. 70.

<sup>15)</sup> Wischniewsky a.a.O. S. 19.

<sup>16)</sup> Rubaschkin u. Pauli, Der biolog. Rassenindex d. deutschen Kolonisten der Ukraine. Verhandl. d. Ständ. Kommiss. f. Blutgr.-F. Charkow 1927, Bd. I S. 2 S. 68.

<sup>17)</sup> Steffan, P., Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden. Mittteil. Anthropol. Ges. Wien 1926, Bd. 86 S. 78 ff.

lässig zu sein schienen und eine größere Personenzahl umfaßten) auf Karten ein, und diese zeigten recht deutlich, daß in der Tat in Nord- und Westeuropa ein auffallend starkes Ansteigen des Blutindex, also eine kräftige Zunahme der Eigenschaften A und  $\beta$ , zu beobachten ist, und eine ebenso deutliche Zunahme der Blutgruppe B nach Osten und Süden zu. Die von Steffan entworfenen Karten sind natürlich noch durchaus provisorisch (und auch so gemeint), stützen sich ja nur auf verhältnismäßig wenige untersuchte Gegenden, aber jede weitere Untersuchung, die auf den Karten eingetragen wurde, gab doch — oft in Einzelheiten sogar — eine Bestätigung der geographischen Verteilung, und bisher sind eigentlich nur zwei Beobachtungen gemacht worden, die der Anschauung von der Urheimat der Gruppe A in Europa zu widersprechen scheinen: die „Alpinen“ von Peterstal und die Lappen haben einen auffallend großen Gehalt an A, also Bevölkerungen, die man gewohnt ist, mit asiatischen Einwanderungen in Verbindung zu bringen, von denen man also einen relativ hohen Gehalt an B erwarten konnte. Eine Erklärung für diese merkwürdigen Beobachtungen ist noch nicht gefunden; möglich, daß diese Rassenplitter bei ihrem jahrtausendlangen Verweilen auf europäischem Boden so stark mit europäischem Blut durchkreuzt worden sind, daß eine Anreicherung an A stattfand, während das ursprünglich reichlicher vorhandene B vielleicht durch Umweltwirkung und Auslese allmählich immer mehr ausfiel.

Manche Tatsachen scheinen darauf hinzuweisen, daß man aus der heutigen Verbreitung der Blutgruppen sogar noch recht deutlich auf frühere Völkerwanderungen schließen kann. So schiebt sich ganz deutlich ein breiter Keil niederen Blutindex weit nach Mitteleuropa hinein, etwa die Gebiete bedeckend, in welche die nach der Völkerwanderung eingedrungenen Slawen offenbar reichliche mongoloide Elemente mitgebracht haben, deren Blut also noch in der heutigen Bevölkerung zum Teil weiterlebt.

In dieser Beziehung hat auch eine umfangreiche Arbeit von Streng sehr interessante Resultate gebracht<sup>18)</sup>. Vergleicht man z. B. den Blutindex der verschiedenen bisher untersuchten Negerstämme miteinander, so bemerkt man da eine ziemlich große Einheitlichkeit; stärker weichen nur die Neger auf Madagaskar ab; sie zeigen eine auffällige Annäherung an malayische Stämme, und das erscheint durchaus verständlich, wenn man berücksichtigt, daß die Insel Madagaskar ja von Malayen besiedelt wurde, die sich mit den Negern kreuzten.

Außerdem hat Snyder<sup>19)</sup> den Versuch gemacht, die Menschheit nach dem relativen Gehalt an Agglutinogenen und Agglutininen in 7 große Gruppen zu teilen; er unterscheidet:

1. den europäischen Typ; enthaltend sehr viel A und sehr wenig B;
2. den Mitteltypus; enthaltend weniger A und mehr B; er findet sich bei Völkern, die an den europäischen Typ angrenzen und Beimischungen von östlichen Nachbarn erfahren haben.
3. Den Sonantyp; mit außergewöhnlich viel A, mit mäßig viel B; in Südchina, Südkorea, Japan, aber auch bei den Ungarn und Polen;
4. den indo-mandschurischen Typ; mit hohem Gehalt an B und wenig A; Nordchina, Mandschu, Nordkorea, Ainu, Giljaken, Inder.

<sup>18)</sup> Streng, O., Eine Völkertarte. Acta soc. medic. fenn. „Duodecim“ Bd. 2 S. 1, Helsingfors 1926.

<sup>19)</sup> Laurence S. Snyder, Blood grouping and its practical applications. Arch. of Pathol. and Labor. Med. August 1927, Bd. 4 S. 215—257.

5. Afrikanisch-malayischer Typ; bei ihm sind A wie B mäßig entwickelt; er umfaßt alle bisher untersuchten Afrikaner und Malayen.

6. Der Pazifisch-amerikanische Typ; bei ihm ist weder A noch B gut entwickelt, Blutgruppe 0 fast ausschließlich vorhanden; amerikanische Indianer, Philippinos.

7. Australischer Typ; charakterisiert durch Häufigkeit von A und fast völliges Fehlen von B.

Snyder erwähnt ausdrücklich, daß diese Einteilung nur provisorisch sei und ständig durch neue Resultate korrigiert werden müsse; sie macht vorläufig einen stark hypothetischen Eindruck, und die Zusammenstellung erscheint oft recht gekünstelt, so z. B. das Zusammenbringen von Südchina, Japan mit Polen und Ungarn; wenn auch in den letztgenannten beiden Bevölkerungen nicht unbeträchtliche mongolische Reste stecken, so sind diese doch sicher nicht so stark, wie in Ostasien.

Alle bisherigen Resultate leiden daran, daß die Zahl der untersuchten Landschaften und Menschen immer noch zu gering ist, und daß manche Untersucher nicht mit der nötigen Sorgfalt und Kritik gearbeitet haben; man muß daher immer wieder auf die dringende Notwendigkeit sehr umfangreicher weiterer und besonders sorgfältiger Untersuchungen hinweisen! Erst nach Sammlung und kritischer Durcharbeitung eines sehr viel größeren Materiales aus Mischbevölkerungen und ganz besonders aus möglichst reintroffenen Gruppen werden wir Sicheres über die anthropologische Bedeutung der Blutgruppen sagen können. Bislang können wir nur mit „Möglichkeiten“ und „Wahrscheinlichkeiten“ arbeiten. Im Laboratorium allein sind diese Fragen niemals zu lösen!

Sehr rätselhafte Lichter auf die anthropologische Bedeutung der Blutgruppen werfen die bisher an Affen, besonders an Menschenaffen, gewonnenen Resultate. Eine recht erhebliche Zahl von Schimpansen und eine geringere von Orangs ist untersucht worden, und das höchst merkwürdige Resultat war, daß sich beim Schimpansen ausschließlich Blutgruppe A (also die wahrscheinlich uraluropäische) und Gruppe 0 fanden, beim Orang aber A und B; der Gibbon hatte Gruppe A. Die Platyrrhinen (amerikanische Affen) hatten eine Gruppe, die B ähnlich zu sein scheint und die vermutlich auch bei den Halbaffen (Lemuren) sich findet. Bei den Cercopitheceiden (Meerkatzen) fand sich auch die B-ähnliche Gruppe. Die übrigen Affen hatten keine Agglutination mit menschlichem Serum<sup>20</sup>). Diese Feststellungen müssen unbedingt an größerem Material nachgeprüft werden und zwar unter Verwendung von Menschen-, Menschenaffen- und Affenserum!

Mehrere Forscher waren ursprünglich der Meinung, die Blutgruppen seien keine anthropologischen Merkmale, sondern hingen mit der Konstitution zusammen. Beweise für diese Anschauung haben sich bisher nicht erbringen lassen. Wenn sich aber doch noch Zusammenhänge herausstellen sollten, so dürften diese nur mittelbare sein, da wohl zwischen Rasse und Konstitution gewisse Beziehungen vorhanden sind.

Neuere Forschungen ergeben die Möglichkeit eines Zusammenhanges der Blutgruppen mit der Rassenphysiologie und Rassenpathologie und dadurch mit der Hygiene. Diese Dinge können von bisher noch ungeahnter

<sup>20</sup>) Landsteiner, A. und Müller, C. P., Science Bd. 61 S. 492, 1925, und Journ. Exper. Med. Bd. 42 S. 241, 253 u. 263. 1925.

Wichtigkeit werden, weshalb die dringende Forderung erhoben werden muß, auch auf diesem Gebiete energisch weiterzuarbeiten!

So erscheint es fast, als ob die geringere oder größere Akklimationsfähigkeit der Menschenrassen in irgendeinem Zusammenhang mit den Blutgruppen steht. — Sehr interessante Ergebnisse haben Untersuchungen über die Veränderung der agglutinablen Eigenschaften bei Ermüdung gezeigt: Denissenko und Scheinermann haben gefunden<sup>21)</sup>, daß die agglutinatorischen Eigenschaften der roten Blutkörperchen sich bei physischer Ermüdung steigern! Also das Gegenteil von dem, was man wohl erwartete, ein Ergebnis, das vielleicht zur Aufklärung über das eigentliche Wesen der Agglutinogene beitragen kann. — Die Zunahme war übrigens zum Teil ganz auffallend groß; sie schwankte bei den untersuchten Individuen zwischen 60 und 180%!

Was die Rassenpathologie anlangt, so scheint aus manchen Untersuchungen hervorzugehen, daß Beziehungen zwischen Blutgruppen und gewissen Krankheiten bestehen, insofern manche Blutgruppen eine geringere Widerstandskraft gegen die Infektion aufweisen. So ergaben die bisherigen Untersuchungen bei den Blutgruppen B und O eine geringere, bei den Gruppen A und AB eine größere Neigung zur Malaria<sup>22)</sup>. Stimmt das, so müssen sich gewisse Auslesevorgänge abspielen: die Träger von A und AB werden in höherem Grade der Malaria erliegen, ihr Hundertsatz wird in der Bevölkerung allmählich abnehmen. — Vielleicht ist also die prozentuale Verteilung der Blutgruppen in manchen Gebieten in hohem Grade auch von derartigen Auslesevorgängen abhängig!

Darüber, ob ein Zusammenhang zwischen Blutgruppen und Krebs besteht, ist mit Sicherheit noch nicht zu sagen; mehrere Beobachter (Weizner, Soche, Moritsch, Bendien<sup>23)</sup>) fanden unter den Krebskranken einen geringen Hundertsatz von Gruppe O, aber einen zum Teil sehr hohen Hundertsatz von Gruppe AB; andere fanden unter den Krebskranken die für die Bevölkerungsgruppe normale Verteilung der Blutgruppen.

Die Gruppe AB scheint nach mehreren Beobachtern überhaupt schlechter gestellt, weniger widerstandsfähiger zu sein, als die anderen. Sie dürfte also durch alle möglichen Einflüsse ausgemerzt werden, wahrscheinlich mit ein Grund für ihr seltenes Vorkommen. Gruppe O dagegen scheint sehr widerstandsfähig zu sein, und so könnte man sich vorstellen, daß infolge von Ausleseerscheinungen in einer Bevölkerung eine immer stärkere Anhäufung von Trägern der Gruppe O stattfinden kann, daß vielleicht überhaupt der bei manchen Bevölkerungen sich findende außerordentlich hohe Hundertsatz von O-Trägern (z. B. bei den amerikanischen Indianern) zum Teil eine Folge von Ausleseerscheinungen ist.

Über alle diese Dinge wird man aber auch erst dann Sicheres aussagen können, wenn sehr viel mehr Personen aller Gruppen untersucht sind; die Divergenz in den bisherigen Resultaten beruht sicher zumeist auf der Kleinheit des Materiales.

<sup>21)</sup> Denissenko, M. u. Scheinermann, M., Die Veränderungen der isoagglutinatorischen Eigenschaften des Blutes bei Ermüdung. Verhandl. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-Forsch. Chartow 1927, Bd. I S. 2 S. 48—56.

<sup>22)</sup> Wisnewsky, B., Blutgruppen u. Anthropol. Verb. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-Forsch. Chartow 1927, Bd. I S. 2 S. 20.

<sup>23)</sup> Snyder, L. S., Blood grouping and its practical applications. Arch. of Path. and Laborat. Medicine, August 1927, Bd. 4 S. 25.

Auf jeden Fall kann man annehmen, daß die Blutgruppen rassenbiologische Konsequenzen haben; die Hygieniker und Rassenhygieniker werden sich also energisch mit der Blutgruppenforschung beschäftigen müssen!

In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage, ob die Befruchtung zwischen Angehörigen verschiedener Blutgruppen für den Nachwuchs verhängnisvolle Folgen zeitigen kann. Nach den bisherigen Beobachtungen sind schon beim Embryo die Agglutinogene A und B sehr deutlich entwickelt. Bei Kreuzung von ungleicherbigen A und B enthaltenden Eltern ist also ohne weiteres der Fall möglich, daß die Frucht im Mutterleibe der der mütterlichen Gruppe entgegengesetzten Blutart angehört. Wie wirkt dieser Gegensatz dann auf den Embryo? Treten in der Plazenta Schutzmaßnahmen ein? Oder hat man sich vorzustellen, daß es da unter Umständen zu dauernden Agglutinationen, also zu dauernden schweren Störungen kommt?

Diese Fragen hat neuerdings besonders L. Hirschfeld<sup>24)</sup> zu untersuchen begonnen. Eine Nachprüfung aller bisher veröffentlichten serologischen Familienstammbäume ergab das merkwürdige Resultat, daß aus Ehen eines AB-Vaters und einer O-Mutter niemals AB-Kinder hervorgingen. Das erscheint erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß bei einer Kombination O-Mutter und AB-Embryo eine denkbar große Blutgruppenverschiedenheit besteht: die Mutter hat nur die beiden Agglutinine  $\alpha$  und  $\beta$  (und zwar beide) und der Fötus die von beiden Agglutininen angegriffenen Agglutinogene A und B. Man kann sich vorstellen, daß dieser außerordentliche Blutgegensatz die Austragung des schwer beeinträchtigten Embryo verhindert, zum frühzeitigen Abortus führt. Man wird jedenfalls keinen Fehler machen, wenn man annimmt, daß eine gruppenfremde Schwangerschaft größeren Gefahren ausgesetzt ist als eine gruppengleiche. Auch bei einer Elternkombination A und B sind derartige Schädigungen denkbar, wenn sie auch theoretisch nicht so stark sein werden, als bei der erwähnten Kombination mit AB. — Interessant ist übrigens, daß aus einer Ehe Vater O, Mutter AB sowohl Kinder der Gruppe O wie der Gruppe AB hervorgehen können; das letztere ist bei der Gruppengleichheit mit der Mutter selbstverständlich; das Geborenwerden von O-Kindern aber dürfte doch auch mit Schwierigkeiten verbunden sein, und in der Tat zeigt die Statistik, daß ihre Zahl aus diesen Ehen sehr gering ist. Daß sie überhaupt geboren werden können, ist wohl damit zu erklären, daß die Agglutinine  $\alpha$  und  $\beta$  — wie schon erwähnt, — oft erst nach der Geburt sich bilden; man kann sich also vorstellen, daß nur die O-Kinder ausgetragen werden (von AB-Müttern), die zufällig während des embryonalen Stadiums noch keine Agglutinine bilden; vielleicht wird auch die Bildung dieser Agglutinine unter der Einwirkung des mütterlichen Blutes in diesen Fällen verzögert, was noch zu untersuchen wäre; vielleicht handelt es sich überhaupt bei den Kindern mit später Agglutininbildung um solche Früchte.

Hirschfeld glaubt jedenfalls durchaus an die Möglichkeit, daß gruppenfremde Ehen überhaupt steril bleiben können, und meint, auf diese Weise seien vielleicht die nicht seltenen Fälle zu erklären, wo sterile Ehegatten nach Scheidung und Verbindung mit anderen Ehegenossen durchaus normal fruchtbar wurden.

<sup>24)</sup> Hirschfeld, L., Verh. d. Ständ. Komm. für Blutgr.-Forsch. Charkow 1927, Bd. I S. 1 S. 32 ff.

Wenn Hirschfeld recht hat — und es spricht zunächst kein Umstand gegen seine Annahme — wird also die Blutgruppenforschung in Zukunft auch bei der Eheschließung eine wichtige Rolle spielen müssen: beide Ehepartner, Mann wie Weib, werden erst durch Untersuchung ihres Blutes feststellen lassen müssen, ob sie in der Blutgruppe zueinander passen; sonst riskieren sie unter Umständen Kinderlosigkeit.

Ich habe hier nicht auf alle Einzelheiten eingehen können, habe nur einen Überblick gegeben und auf die wichtigsten Dinge hingewiesen. Und doch wird sich jedem der Gedanke aufgedrängt haben, daß wir in der Blutgruppenforschung ein hochinteressantes Forschungsgebiet haben, mit einer Fülle von wichtigen Problemen, einen Forschungsweig, der uns im weiteren Fortschreiten bisher noch ungeahnte Erkenntnisse vermitteln wird, der immer neue Wissenschaften in seinen Bannkreis zieht, die Blutforschung mit ihren Sonderinteressen, die Vererbungswissenschaft, die menschliche Biologie, die Hygiene und Eugenik, die Anthropologie, Kriminalanthropologie, das polizeiliche Erkennungswesen, die Ethnologie, Geschichte und Urgeschichte, Geographie usw.

So steht die im vorigen Jahre gegründete „Deutsche Gesellschaft für Blutgruppenforschung“ zusammen mit ihren ausländischen Tochter- und Schwesterorganisationen vor einer ungeheuren und höchst wichtigen Aufgabe: immer neue wissenschaftlich einwandfreie Massenuntersuchungen in Gang zu bringen (ohne die wichtige Fragen unlösbar sind), alle die interessierten Wissenschaften zu gemeinsamer, sich gegenseitig anregender und fördernder Arbeit zusammenzufassen und so unsere Erkenntnis der Geheimnisse des Blutes so weit wie möglich zu fördern, ein Weg, auf dem sie inzwischen schon ein gutes Stück fortgeschritten ist.

## Urheimat und Westausbreitung der Slawen.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz.

**E**s ist noch nicht lange her, da haben slawische Gelehrte versucht, der Ausbreitung des Slawentums in der Vorgeschichte eine Ausdehnung zu geben, die alle bisherigen Vorstellungen unendlich weit übertraf. Eduard Vogulawski und Wossjich Ketrzynski namentlich waren es, die um die Wende des 19. zum 20. Jahrh. durch Gleichsetzung des deutschen Ortsnamensgrundworts — au, altddeutsch — owe mit dem slawischen — owo (heute — ow) und ebenso der Völkern bzw. Stammesnamen Suevus (Suavus) und Slavus den erstauenten Zeitgenossen die Slawen als die eigentlichen Urbewohner von ganz Mitteleuropa vorführten. Nicht allein die bekannten suevischen Teilstämme wie Semnonen, Hermunduren, Mariten, Markomannen, Quaden usw., auch die in den Quellen an Nordsee, Rhein und Donau erwähnten Sueven werden als Slawen in Anspruch genommen. In allem Ernste wird von „slawischen Ortsnamen am Bodensee und in der Nähe der Donauquellen“ geredet. „Die Suavi Nieretes, die schon lange vor den Alemannen am Neckar saßen, der Sueven Cäsars nicht zu gedenken, deren Sitze sich bis zur Rheinmündung erstreckten“, sollen die einstige gewaltige Ausdehnung dieser „Slawen“ veranschaulichen. Ja die in der Völkerwanderung nach Spanien übergesiedelten Sueven oder Quaden werden zu Slowaken gestempelt!

Heute wird es kaum noch viele geben, die diese noch vor drei bis vier Jahrzehnten im Brustton strenger Wissenschaftlichkeit vorgetragenen „Ergebnisse“ ernst nehmen. Doch ganz hat die slawische Urforschung auch heute den Boden Mitteleuropas noch nicht preisgegeben. Die sog. Lausitzer Kultur der Bronzezeit ist es, an die sie jetzt mit Fähigkeit anklammert, sie als slawisch in Anspruch nimmt. Selbst bei einem reichsdeutschen Slawen, dem Lausitzer Wenden Ernst Mucke, können wir es beobachten, wie er in den forsbewendischen Bewohnern der Lausitz, die sich in unbedeutenden Resten bis in unsere Tage erhalten haben, durchaus die alteingesessenen Urbewohner sieht.

Ja, noch bedeutend weiter westlich, wo von Lausitzer Kultur keine Rede mehr sein kann, im Hannoverschen Wendland, will er ein Slawentum von außerordentlichem Alter erblicken. Daß dies Lüneburger Wendentum erst gegen 300 von Karl dem Großen von jenseits der Elbe herbeigerufen und auf dem Gebiet vertriebener Sachsen angesiedelt worden sei, lasse sich, so sagt er richtig, durch nichts beweisen, ja „sogar gewichtige Gründe“ sprächen „entschieden dagegen“. Wenn er aber fortfährt, die Wenden seien hier nicht Kolonisten des 8., 9. oder gar 10. Jahrhunderts, „sondern wenigstens 2000 Jahre sind verflossen seit der Besiedlung des Unterlaufs der Elbe durch die Slawen; Slawen sind diejenigen, die zuerst diese Gegend besiedelt und fest angebaut haben“ —<sup>1)</sup>, so kann man ihm soweit nicht folgen.

Auch hier wird die slawische Forschung über kurz oder lang den Rückzug antreten müssen. Im Grunde hat sie es schon getan. Daß die südlich der germanischen Ostseefröhen zwischen Elbe und Oder angetroffenen charakteristischen Überbleibsel der vorgeschichtlichen sog. Lausitzer Kultur, die Rössinna als illirisch bezeichnet hat, zwar nicht germanischer, auf keinen Fall aber slawischer Herkunft waren, diese Meinung hat sich siegreich durchgesetzt. Unter den slawischen Forschern gibt es allerdings noch die sog. Autochthonisten, die an der slawischen Zugehörigkeit der Träger dieser Lausitzer Kultur festhalten. Aber sie sind nicht mehr allein herrschend, auch nicht maßgebend. Ein so anerkannter Vertreter der slawischen Urgeschichte, wie es Lubor Niederle ist (vgl. seinen *Manuel de l'antiquité slave*, Paris 1923), steht jedenfalls jetzt nicht mehr zu ihnen. Formell läßt er die Sache unentschieden, tatsächlich hat er sich aber schon von ihr abgewandt, indem er eine eigene Theorie über die Wanderung der Slawen aus ihren Ursitzen nach Süden und Westen und damit in Gegenden aufstellte, für die andere und er selber früher slawische Uransässigkeit vertreten haben.

Ausdrücklich ablehnend gegenüber der slawischen mitteleuropäischen Autochthonentheorie verhält sich unter den Forschern slawischer Nationalität besonders der Tscheche J. Peisker. Er schränkt die Urheimat des Slawentums streng auf das Gebiet der Pripyetümpfe ein; während Niederle dafür einen weiteren Spielraum läßt: das Gebiet zwischen Weichsel und mittlerem Dniepr, also Ostpolen, das südliche Weißrußland und das nördliche Kleinrußland.

Von hier aus läßt Niederle die Slawen ihren Vormarsch schon in außerordentlich früher Zeit antreten, so daß sie Teile des Donaugebietes schon im 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. erreicht haben sollen! Die von Niederle dafür beigebrachten Belege sind nach Max Vasmer als erledigt anzusehen (s. *Voll, Der ostdeutsche Volksboden*. 1926. S. 154).

<sup>1)</sup> Mucke in der Zeitschrift *Altsachsenland* 1908 S. 101.



Was in einem Gebiete so gewaltiger Völkerdurchzüge, wie es die niederen Donauländer sind, immerhin als von vornherein nicht ganz ausgeschlossen erscheint, hat in dem soviel ruhigeren Gebiet der südlichen Ostseeküstenländer eine noch viel geringere Wahrscheinlichkeit. Dennoch ist Niederle auch hier in ganz gleicher Weise vorgegangen, hat die Meinung aufgestellt, die Slawen seien mindestens schon im 2. oder 3. Jahrhundert in Ostdeutschland angelangt (S. 128 ff.) und hätten die Elbe und Oder spätestens im 3. und 4. Jahrhundert erreicht.

Er rechnet dabei mit einem Druck der Slawen auf die germanischen Wanderstämme. Aber wie soll dieser Druck in so früher Zeit zur Auswirkung gekommen sein, da die Slawen damals gerade unter ostgermanischer Herrschaft standen, von der sie unter die der Hunnen und später der Avaren und Nordgermanen gerieten. Von einer selbständigen geschichtlichen Rolle der Slawen kann in so früher Zeit noch gar keine Rede sein.

Was Niederle zur Stützung seiner Aufstellung an Tatsachen beibringen kann, beschränkt sich auf die Ähnlichkeit einiger Namen: Schlesiens (Slezcy) mit dem vandalischen Stammnamen der Silinger, der obotritischen Warnaber mit den germanischen Warnen, der slawischen Zweller mit den Helwonen, der Rujaner mit den Rugiern. Längst bekannte Tatsachen, aus denen so weitgehende Schlüsse auf eine in so frühe Zeit verlegte Slaweneinwanderung zu ziehen keinesfalls angeht.

Niederle muß denn auch selber zugeben, daß es sichere Quellennachrichten, die seine Aufstellungen stützen könnten, überhaupt nicht gibt. Was er anstatt ihrer an Beweismaterialien bringt, kann über den Mangel nicht hinweghelfen, daß es vor dem 6. Jahrhundert keinerlei Quellennachrichten über ein Vordringen der Slawen nach Süden und Westen gibt.

Hiernach darf festgehalten werden: Für die slawische Urgeschichte kommt Mitteleuropa weder als Ganzes noch in irgendeinem Teile irgendwie in Frage. Das Gegenteil hat nicht einmal Niederle aufrechtzubalten gewagt, nicht zu reden von Preiser u. a. slawischen Forschern, die es gleich uns auf das bestimmteste ablehnen. Es muß also bei der altbewährten Anschauung bleiben, die die Urheimat der Slawen im Gebiet des Pripiet bis zum mittleren Dniepr, im Raume Pinsk—Kiew, sucht. Jüngst hat sie wieder Max Vasmer nach eingehender Erörterung nachdrücklich vertreten (a. a. O. S. 118—143).

Dort, wo also auch nach der Ansicht namhafter slawischer Forscher die Urheimat des Slawentums zu suchen ist, sind die Slawenstämme bis tief in das 6. nachchristliche Jahrhundert ansässig geblieben, während sogar das westlich angrenzende Kongresspolen in der Eisenzeit bis zur allgemeinen Abwanderung in ostgermanischer Hand war.

Nicht allein das völlige Fehlen der geringsten Quellennachrichten ist es, das uns nötigt, ein so frühes Eindringen der Slawen in die zuvor germanischen Ostgebiete und an die Donau, wie es Niederle behauptet, abzulehnen. Es hat sich auch sonst manche Völkerbewegung abgespielt, von der keine schriftliche Nachricht zu uns gedrungen ist. Aber in genau die gleiche Richtung wie das Schweigen der Geschichtsquellen weist der Befund des vor- und frühgeschichtlichen Kulturnachlasses dieser Gebiete.

Man wird nicht mehr sagen dürfen, diese Dinge seien noch nicht spruchreif. Durch die letzten Jahrzehnte sind von der Vorgeschichtsforschung dieser

Begenden solche Massen neuer Kunde ans Tageslicht gebracht und solche Fortschritte in der Einordnung und zeitlichen Bestimmung der Gegenstände gemacht worden, daß das Licht, das von dieser Seite her auf diese Dinge fällt, immer bestimmender für die Entscheidung wird. Und da ist von höchster Bedeutung die Tatsache, daß alle namhaften Prähistoriker Ostdeutschlands, die zum Teil schon lange Jahrzehnte ihre Forschungsgebiete betreuen — ich nenne nur Hans Seger in Breslau, Robert Beltz in Schwerin und Wolfgang La Baume in Danzig — in einer geradezu verblüffenden Übereinstimmung ein jeder in seinem Gebiet die Tatsache feststellen, daß das Seltenerwerden der Kunde seine allmähliche Entleerung von Einwohnern deutlich erkennen läßt und daß zwischen den versiegenden germanischen Funden und dem Auftreten slawischer eine weite Kluft starre. „Nach der Sprache der Kunde ist Mecklenburg für Jahrhunderte ein menschenleeres Land gewesen“, erklärte noch soeben Robert Beltz<sup>1)</sup> unter dem Eindruck dieser für das Gesamtgebiet festgestellten Tatsache.

Von einer Auswanderung der Germanen unter slawischem Druck kann angesichts dieser Feststellungen keine Rede sein, von einem Nebeneinander germanischer und slawischer Bevölkerung in diesen Landstrichen nur in sehr beschränktem Maße. Daß in der Tat weite Gebiete des Ostens zeitweise entvölkert waren, wird ja außerdem noch quellenmäßig bezeugt durch die bekannte Nachricht Prokops über die Rückwanderung der Heruler aus Südungarn in ihre nordische Heimat im Jahre 512. Da fanden sie nordöstlich der Gepiden Sklawenen „bis zu den unbewohnten Flächen, die gegen die Ostsee und die Warnen lagen“ (nach Zeug). Damit ist folgendes gesagt: Nordöstlich der damals in Siebenbürgen ansässigen Gepiden, also ziemlich nahe dem oben als Urheimat der Slawen angegebenen Gebiet, saßen die Slawen auch noch damals. Weiter nach Nordwesten hin folgten „unbewohnte Flächen“, die also von ihren früheren germanischen Bewohnern verlassen, von nachrückenden Slawen aber noch nicht eingenommen waren. Nur an der Ostsee werden noch Warnen oder Reste von ihnen erwähnt. Die Prokopische Quellenachricht bestätigt also in vollkommenster Weise, was unsere Spätforschung erarbeitet hat.

Mit größerer Aussicht können wir nun die Frage stellen: Wann haben sich nun eigentlich die Slawen in Bewegung gesetzt, wo und wann ihre westlichsten Sitze erreicht? Die letztere Frage muß für die verschiedenen in Betracht kommenden Landschaften gesondert untersucht werden. Für die erstere ist es bezeichnend, daß noch im Jahre 568 die Langobarden, als sie von ihrer sudetisch-schlesischen Zwischenstation über Ungarn nach Italien zogen, nirgends auf Slawen gestoßen sind. Im gleichen Jahre allerdings sind avarische Reiter-scharen bis zur Mittelbe vorgedrungen, wo sie mit dem rechts der Elbe verbliebenen Semnonenrest zusammenstießen. Ob sich in ihrem Gefolge, wie es die Regel war, Slawen befunden haben, wird sich nicht mit Sicherheit behaupten lassen. Wenn ja, so ist es noch nicht sicher ausgemacht, ob diesem offenbar zunächst nur kriegerischen Akt unmittelbar ein Siedlungsakt gefolgt ist. Als terminus a quo ist die Jahreszahl aber immerhin verwendbar.

Die erste sichere Nachricht über Wenden an der Ober- und Mittelbe ist aber erst aus dem Jahr 625, wo der fränkische Kaufmann Samo als Gründer des großen Westslawenreichs in Erscheinung tritt. Angekommen sind

<sup>1)</sup> Bei Volz a. a. O. S. 188. In diesem Buch äußern sich auch Seger und La Baume in übereinstimmender Weise.

die Slawen natürlich nicht erst in diesem Jahre. Aber lange können sie damals im Elbgebiet noch nicht gewesen sein. Wann sie aber an Ostsee und Niederelbe erschienen, darüber sind die Nachrichten noch dürftiger. Sicherer über ihre Anwesenheit dort wissen wir nicht vor Karls des Großen Zeiten. Und doch müssen sie dort viel früher eingedrungen sein.

Nach Robert Veltz gehören die letzten germanischen Funde in Mecklenburg der Zeit um 500 an. „Dann verschwindet das Land in Dunkel.“ Die Slaweneinwanderung hat hier nach ihm frühestens im 6. Jahrhundert eingesetzt. Beträchtlich weiter im Osten aber zeigt das Weichselgebiet nach La Baume im 5. und 6. Jahrhundert eine außerordentliche Fundarmut, während vereinzelte germanische Funde sogar bis 650 festzustellen sind. Slawische Bevölkerung aber durch Altertumsfunde nachzuweisen, sei weder für das 7. noch auch für das 8. Jahrhundert bisher gelungen; nur wenige früheste slawische Funde seien mit Sicherheit bis etwa 800 zurückzudatieren. Die Slaweneinwanderung nach Ostdeutschland könne also nicht früher als zu Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein.

Das ist vielleicht doch etwas spät angesetzt. Die frühere Ansetzung in dem soviel westlicheren Mecklenburg überrascht. Aber dort hieß es „frühestens im 6. Jahrhundert“. Das muß nach allem wohl verstanden werden als „frühestens noch im 6. Jahrhundert“, also gegen dessen Ende.

Damit wären beide Zeitangaben, die mecklenburgische und die westpreussische, doch wieder nahe aneinander gerückt. Die Spanne zwischen beiden kann kaum sehr groß gewesen sein. Mit anderen Worten: das Tempo, mit dem die Slawen, einmal in Bewegung gekommen, die entleerten Gebiete des zuvor germanischen Ostens einnahmen, ist ein ziemlich rasches gewesen. Da sie nirgends auf nennenswerten Widerstand stießen, ist das ja auch von vornherein wahrscheinlich.

In Westpreußen sind wir nicht mehr sehr weit von der slawischen Urheimat. Wenn hier die slawische Volkswoge kaum merklich früher anlangte, als in dem soviel westlicheren Mecklenburg, so werden wir uns auch zeitlich dem Beginn dieser großen Wanderbewegung nicht allzu ferne befinden. „Daß die Slawen noch bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. weit östlich von der Weichsel im Innern von Rußland gefesselt haben“, wie es jüngst Bruno Ehrlich (s. Volz, a. a. O. S. 270) als allgemein herrschende wissenschaftliche Überzeugung ausgesprochen hat, darf als feststehende Tatsache angesehen werden. Hier hat sie der Stoß der aus Asien hereinbrechenden Awaren getroffen, der im Jahre 558 den östlichen Slawenzweig der Anten auseinanderprengte. Er war der erste Anstoß zur großen Wanderbewegung der Slawen. In den verschiedensten Teilen von Mittel- und Südeuropa sehen wir sie in der Folgezeit, von den Awaren mitgerissen, als deren Mitkämpfer und Hörige erscheinen und von dem verlassenen Boden Besitz ergreifen.

So mögen Teile von ihnen auch 568 mit den Awaren an der Mittelelbe erschienen sein. Unbedeutende Anfänge können es höchstens gewesen sein, sonst hätten die ziemlich gleichzeitig auswandernden Langobarden doch irgendwo auf Slawen stoßen müssen. So scheint Rudolf Muchs Annahme (s. Volz a. a. O. S. 115 f.), daß durch den Abzug der Langobarden aus ihrer böhmisch-schlesischen Zwischenstation und ihren Vernichtungskampf gegen die Gepiden den Slawen der Weg erst freigemacht worden sei, sowohl in den baltischen Westen wie südwärts zur Donau, manches für sich zu haben.



Lange vor 600 können die Slawen dann auch nicht von Mecklenburg Besitz ergriffen haben. Auch für die Mark Brandenburg geht die herrschende Meinung dahin, daß die Niederlassung der Slawen um 600 erfolgt sein müsse<sup>2)</sup>.

Aber das Wendentum ist weiter nach Westen vorgedrungen. Ist es nun in das ostholsteinische Wagrien, in das lauenburgisch-mecklenburgische Polabenland oder in das hannoversche Wendland wesentlich später gelangt? Es ist behauptet worden; so neuerdings von Walther Classen (Wie der deutsche Osten entstanden ist [1920]), daß in Ostholstein die Wenden erst seit Karl dem Großen saßen, der ja seinen obotritischen Bundesgenossen das durch zwangsweise Verpflanzung aufständischer Sachsen freigewordene Gebiet übergeben haben soll. So meint auch Zeuß (S. 685): „Vielleicht sind die Polaben diese vorrückenden Abodriten und also eine Unterabteilung dieses Volkes.“

Es kann sich hier natürlich nur um Vermutungen handeln. Jedenfalls läßt der Ortsnamenbefund keinen merklichen Unterschied zwischen Mecklenburg eines, dem holsteinischen Wagrien und dem überwiegend lauenburgischen Polabenland andererseits hervortreten. Im Gegenteil zeigt er so übereinstimmende Züge, daß die Annahme eines einheitlichen und ziemlich gleichzeitigen Altslawischer Besiedelung für alle drei Gebiete gerechtfertigt erscheint. Das gilt auch für das hannoversche Wendland, wo Zeuß sich ganz gegensätzlich zu seiner Polabenvermutung einstellt: die Slaweneinwanderung sei dort „vielleicht so hoch hinaufzusetzen, als die Ankunft der Slawen an der Elbe“ (S. 661). Vielleicht sind die Vermutungen über spätere Besiedlung des Wagrier- und Polabenlandes lediglich hervorgerufen durch das Bestreben, die von Karl dem Großen berichtete Zuweisung geräumten Sachsenlandes an die Obotriten örtlich festzulegen. Wo aber in diesen Gegenden bei einem Ortsnamenbestande ausgesprochen slawischer Grundlage deutsche Namensformen nur als jüngere, in der Wiederbesiedlung übergelagerte Schicht auftreten — abgesehen vielleicht von vereinzelt uralten durch Slawennmund und übermittelten Formen — da haben wir altes geräumtes Germanengebiet, das ziemlich zu gleicher Zeit von den Slawen eingenommen wurde. So wie in Mecklenburg auch in Wagrien, im Polabenland und im hannoverschen Wendland.

Wo die von Karl dem Großen angeblich geräumten Sachsengebiete eigentlich waren, hat neuerdings Hermann Hofmeister bei seiner Erforschung des Limes Saxoniae zu ergründen versucht. Er hat sie nicht finden können, die Einhardtsche Nachricht in Zweifel gezogen und gemeint, von der Sachsen-deportation sei höchstens ein Teil der Bevölkerung betroffen worden (Zeitschr. der Gesellschaft f. Schleswig-holsteinische Geschichte 86. Bd. Heft 1, 1920, S. 156 ff.). Später allerdings, nach der 813 erfolgten Errichtung des Limes, und zwar spätestens um 840, seien über diese Delvenau-Trave-Schwentinelinie, die schon bei der Limesziehung zu beiden Seiten slawisch war, die Wenden weit vorgedrungen bis Neumünster und vor die Tore Hamburgs.

Ein ähnliches späteres Vordringen der Wenden zeigt sich auch südwärts der Niederelbe. Zwar nicht soweit über den Siedlungskern des hannoverschen Wendlands hinaus, wie Kühnel angenommen hat (Zeitschr. des Histor. Vereins für Niedersachsen 1901 f.), aber doch bis hart an Lüneburg heran (Ludwig Büchmann im Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg 1909).

<sup>2)</sup> So zuletzt Werner Gley, Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1024. Stuttgart 1920 S. 54.

Auch in die Altmark sind die Wenden erst vom hannoverschen Wendland aus vorgeedrungen. Sie ragte zwischen die Gebiete der älteren um 600 entstandenen Slawenniederlassungen, das Wendland und die ostelbische Mark, wie ein trennender deutscher Keil und fiel erst einem späteren Akt slawischer Ausbreitung zum Opfer. Wie es im Gegensatz zu den Gebieten ältester slawischer Landnahme auf geräumtem Germanenboden in solchen Gegenden späterer Slawenniederlassung ausfiel, tritt hier besonders deutlich in Erscheinung. Hier wurden im 12. Jahrhundert an das Kloster Driesdorf Slawendörfer, 13 an der Zahl, geschenkt. Sie tragen sämtlich deutsche Namen wie Darenthorp, Pychenusen, Ellenbete, Watekoten, Budenstade usw. Auf altmärkischem Boden haben wir auch eine chronikalische Bestätigung besonders späten Vordringens des Slawentums durch Helmold (I, 12). Nach ihm soll das Balsemer- und das Marzinerland von Salzwedel an noch zu den Zeiten der Ottonen von Sachsen bewohnt gewesen sein, „sed praevalentibus postmodum Slavis Saxones occisi et terra a Slavis usque ad nostra tempora (1160—1170) possessa“. Es kann nur der Slawensturm der letzten Jahre des 10. Jahrhunderts gewesen sein, durch den dies Sachsengebiet in slawische Hand geriet. Gewiß einer der spätesten slawischen Siedlungsakte auf zuvor deutschem Boden!

Wie Alexander Brückner (Die slawischen Ansiedlungen in der Altmark und im Magdeburgischen) in der Altmark bis zur Obre die Ausstrahlungen einer von Norden und Nordwesten gekommenen lüneburgischen Slaweneinwanderung erblickt, so will er die südlich Magdeburgs westlich der Elbe wieder auftretenden und nach Süden, also der Saale zu, häufiger werdenden slawischen Ortsnamen dahin deuten, „daß nach Nordthüringen Slawen vom Süden her, von dem rechten Ufer der Saale, eingewandert sind“. Sie müssen danach dem sorbischen Stamme angehören, während bei den bisher behandelten, nördlicher angesiedelten Slawen nur von obotritischer oder wilzischer Stammeszugehörigkeit die Rede sein kann.

Auch diese nordthüringischen Slawen werden meist als in deutschnamigen Orten ansässig erwähnt. Sie wohnten also, ähnlich den versprengten Sorbensiedlungen im Mansfeldischen und sogar im Jüldaischen, unter Deutschen, und haben es nie zu irgendeiner nationalen Selbstständigkeit gebracht. Auch hier kann es sich nur um spätere Ausstrahlungen handeln. Immerhin ist ihre erste bestimmte Erwähnung schon aus dem Jahre 748. Auf diese und andere slawische Streusiedlungen, die zum Teil sogar tief im deutschen Westen begegnen, kann hier nicht eingegangen werden.

Während sich für die nördlicheren Gebiete der Westslawen zwischen Elbe und Ostsee heute eine weitgehende Übereinstimmung dahin feststellen läßt, daß die Slaweneinwanderung in allen verschiedenen Landschaften dieses Bereichs in der Hauptsache gegen 600 stattgefunden haben muß (abgesehen von einigen besonders weit nach Westen vorgeschobenen Posten), prallen in dem alten Kampfgebiet Böhmen widersprechende Meinungen scharf aufeinander.

Von den Autochthonisten, die das Slawentum auf die in den Urzeiten auch hier herrschende Lausitzer Kultur zurückführen, ist oben schon die Rede gewesen. Die prähistorische Forschung, die hierüber das entscheidende Wort bereits gesprochen hat, hat weiter auf Grund der Bodensunde festgestellt, daß nach der Zeit der eltischen Bojer deren germanische Nachfolger, die Markomannen, das Land etwa um 800 verlassen haben müssen. Von einer slawischen Bevölkerung kann aber danach noch keine Rede sein. Zunächst haben dort noch

wie die Quellen berichten, Hermunduren, Langobarden und Rugier, lauter germanische Stämme, gefessen. Bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts läßt sich in Böhmen die merowingische Kultur nachweisen, in Mähren sogar an einzelnen Orten bis in die karolingische Zeit hinein.

Das Letztere mag mit germanischen Rückständen zusammenhängen, an deren Vorhandensein in den Sudetenländern nicht mehr zu zweifeln ist. Vorgeschichtliche Funde slawischer Herkunft sind in Böhmen bis her aber noch nicht aus einer über das 7. Jahrhundert n. Chr. zurückgehenden Zeit gemacht worden.

Auch hier würden wir also ungefähr auf das Jahr 600 für die Slaweneinwanderung kommen!

Läßt sich nun noch Genaueres feststellen? Bretschneider hat die Meinung geäußert, es ließe sich nicht einmal das Jahrhundert der Slaweneinwanderung in Böhmen feststellen. H. Preidel hat gleichwohl den Versuch gewagt (1924) und sie um die Mitte des 6. Jahrhunderts angesetzt. Den Anlaß zu ihr hätte „vermutlich der von Paulus Diaconus und Gregor von Tours für 563 bezeugte Awarenzug“ geboten.

Das wäre immerhin doch merklich, wenn auch nicht bedeutend früher als in den nördlicheren Landschaften.

Schon etwas vor Preidel hat sich Ernst Schwarz (Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern. Reichenberg 1923) mit schwerstem philologischen Rüstzeug dieser Frage angenommen. Eine eindringende Untersuchung der älteren, vortschekischen Ortsnamensschichten der Sudetenländer läßt ihn zu dem Ergebnis gelangen, „daß in Südwestböhmen die meisten Berührungspunkte zwischen Germanen und einwandernden Westslawen und zwar mindestens schon aus dem 7. Jahrhundert, vermutlich aber schon aus dem 6. Jahrhundert, vorhanden sind“ (S. 106).

Also etwas vor 600 muß auch nach Schwarz die Slaweneinwanderung in Böhmen angesetzt werden. An anderer Stelle äußert er sich dahin, daß „etwa im letzten Drittel des 6. Jahrhunderts . . . die Westslawen vermutlich in die Sudetenländer eingewandert sind“ (S. 49).

Auch hier hatten sie noch nicht ihren vorgeschobenen Posten erreicht. Wir wissen ja, daß sie über das Egerland hinaus an der Naab nach Süden und am Main weit nach Westen und Südwesten vordrangen. Dies Gebiet wird 846 genannt als „terra Sclavorum, qui sedent inter Moinum et Radantiam fluvios, qui vocantur Moinwinidi et Radanzwinidi“. Es erstreckte sich im Naintal bis zur Einmündung der Ilz und der Regnitz, umfaßte also namentlich die Gegend östlich von Bamberg, die bis zum 11. Jahrhundert von Slawen bewohnt war. An der unteren Naab war im 9. Jahrhundert Preunberg einer der zum Handel zwischen Bayern und Slawen bestimmten Grenzplätze.

Wann ist nun die Slawensiedlung in diesem weitest vorgeschobenen Bereich anzusetzen? Gestügt auf die Form des Namens Pfreimt (Oberpfalz an der Naab) beantwortet Ernst Schwarz diese Frage dahin, es müßten in dieser Gegend schon seit der Wende des 6. zum 7. Jahrhundert „dauernd Deutsche und Westslawen nebeneinander gewohnt haben, Westslawen (die sog. Naabwinden) sind in einzelne Gebiete der Oberpfalz schon vor der Durchföhrung der zweiten Lautverschiebung vorgedrungen“ (S. 8). Das wäre spätestens in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die Naabwinidi, die besonders auch das Becken von Cham mit slawischen Namen erfüllt haben, werden 863 erwähnt. Sie müssen aber nach Schwarz „unmittelbar im Anschluß an die Besetzung Böhmens auf

diese Gebiete übergreifen haben, früher als auf Oberösterreich, wo sie erst im 8. Jahrhundert auftreten“ (S. 109).

Die Westslawen, die hier in Erscheinung treten, haben aller Wahrscheinlichkeit nach vorher als Hörige der Awaren in Ungarn gegessen. Von hier aus haben sie sich über die Sudetenländer wie über die Flußgebiete von Main, Rednitz und Naab ausgebreitet. Auch das Vordringen ins nördliche und östliche Oberösterreich, das nach Schwarz bedeutend später, etwa in die Mitte des 8. Jahrhunderts, zu setzen ist, geht von dem tschechischen Westslawenzweig aus.

Während hier die Westslawen in der Hauptsache den aus Böhmen abgewanderten Markomannen nachrückten und sich daneben auch auf zuvor thüringischem Boden ausbreiteten, bekamen die in ihrer neuen Heimat zu Baiern gewordenen Markomannen auch bald in anderer Richtung die Nähe anderer Slawen zu spüren. Die Alpenslawen, denen sie im Südosten begegneten, stellten sich dar als Ausläufer der großen südslawischen Bewegung, die über die Balkanhalbinsel hinstürmend sich unter den Augen von Byzanz vollzog und daher durch reichere zeitgenössische Berichte viel klarer und deutlicher vor uns liegt als die entsprechenden Vorgänge des Nordens.

Auf ihr eigentliches engstes Entstehungsgebiet waren die Slawen schon zu Anfang des 6. Jahrhunderts nicht mehr beschränkt. Schon im Jahre 512 fanden wir die Slawen als Ostnachbarn der Gepiden (Prokop). Auch Jordanes erwähnt sie als nördlich und östlich des gleichen Germanenstammes angesessen, geschieden in Slawen von der Donaumündung und Aluta bis Weichsel und Dniestr — und Anten dahinter von der Donau bis zum Dniestr. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts hielt das Oströmische Reich gegen sie noch die Linie der unteren Donau. Doch schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts begannen — anfangs in Gemeinschaft mit den Hunnen — ihre verwüstenden Züge durch und über die Balkanhalbinsel hinaus, durch Thrakien über den Eberonnes bis nach Kleinasien, über Illyrien durch die Thermopylen bis an den Peloponnes.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts häuften sich die Balkanzüge der Slawen. Ihre Raubzüge führten schließlich zur Ansässigkeit. Im ausgehenden 6. und beginnenden 7. Jahrhundert läßt sich der Raumgewinn des Slawentums deutlich übersehen: Auf der ganzen Front zwischen Ostsee, Schwarzem und Mitteländischem Meer ein gewaltiges Vordringen! Fast genau um die gleiche Zeit, wo wir im Norden die slawische Welle an den Gestaden der Ostsee in Mecklenburg und jedenfalls auch in Ostholstein branden, wo wir sie ins Fünfburgische hinein die Elbe überschreiten, wo wir sie den böhmischen Kessel erfüllen und aus ihm den Main, die Rednitz und die Naab hinabfluten sehen, erscheint nach Überschwemmung der ganzen Balkanhalbinsel bis in den Peloponnes das Südslawentum an den Südosthängen der Alpen, die es bis zur Adria mit seinen Volksmassen erfüllt.

Und hier im Süden haben wir ein bestimmtes Datum. Im Gegensatz zum Norden und der Mitte, wo sich das Slawentum geräuschlos auf verlassenen Germanenboden ausbreiten konnte, kam es hier zum Kampf. Hier drängte gleichzeitig der südöstlichste Stamm der Deutschen, der markomannisch-bairische, nach dem Abzug aus seinem halbttausendjährigen böhmischen Sitze gen Süden. So mußte es zum Zusammenstoß kommen. 598 zog der Baiernherzog Tassilo I. gegen die neuen slawischen Nachbarn. Es war die erste kriegerische Berührung beider Völker an dieser Stelle, doch nicht die letzte. Schon um 610 stand

Tassilos Sohn und Nachfolger wieder an der Südgrenze des Baiernstammes, im Quellgebiet der Drau, im Kampfe gegen die Slawen.

Durch das heutige Steiermark und Kärnten ins Pustertal vordringend, hat wiederum um 600 diese Slawenbewegung „auch über die Pässe der nördlichen Alpenkette bis Kremsmünster und Steyr, über den Semmering bis in die Gegend von Wien slawische Siedlungen“ gestreut (B. Ebertl, Die bayerischen Ortsnamen als Grundlage der Siedlungsgeschichte. 1928. I, S. 74 ff.).

Immer wieder stoßen wir auf die Zeit um 600 als diejenige, in der die Slawen in der Hauptsache ihre Sitze im Westen eingenommen haben. Auch die Kroaten und Serben sind zu Anfang des 7. Jahrhunderts von der Nordseite der Karpathen nach Illyrien hinübergezogen und dort auf Befehl des Kaisers Heraklius nur wenig später um 620 als Schutz gegen die Awaren angesiedelt worden.

Auch an der oberen Save wird ebenfalls zum ersten Male um 610 eine „*Sclavorum regio, quae Zellia appellatur*“ genannt. Zeuß (S. 617, Anm.) läßt es unentschieden, ob damit Cilli gemeint ist, oder ob der Name, der in anderen Handschriften auch Aglia und Cagellia lautet, etwa aus Carniola entstellt sei. Aber er begründet es eingehend, daß die Slawen dort nur kurze Zeit vor Ende des 6. Jahrhunderts eingebrungen sein können. Er nennt sie Vorläufer der Kroaten und Serben und vorderste Antenscharen, die über die obere Weichsel, Oder und March gekommen sein werden.

Noch weiter südlich sehen wir die Slawen als Angreifer Istriens und Norditaliens von 592 an. Ihre Niederlassung, die also auch hier gegen 600 erfolgt sein muß, reichte im 7. und 8. Jahrhundert bis Monfalcone, Cormons, Cividale, Pontebba nach Villach usw. Im 8. und 9. Jahrhundert breitete sie sich aus im Süden von Cividale bis Palmanova, Udine und jenseits des Tagliamento bis in die Gegend von Pordenone (Niederle, Manuel S. 79 f.).

Zusammenfassend kann gesagt werden: das slawische Vordringen nach Westen war eine Massenbewegung größten Stils und zumal angesichts ihrer Ausdehnung über einen so gewaltigen Raum von überraschender Einheitlichkeit nach Zeit und Art. Sowohl im baltisch-elbischen Norden, wie auch in der böhmisch-thüringischen Mitte und endlich im Süden von den Ostalpen zur Adria hat die Slawenniederlassung im allgemeinen durchweg gegen das Jahr 600, jedenfalls nicht lange davor, stattgefunden. Ausstrahlungen von diesem slawischen Neuland aus hat es in späterer Zeit einige gegeben. Sie scheinen aber nicht allzu bedeutend gewesen zu sein und haben die um 600 geschaffene nationale Besitzverteilung wohl nur in Einzelheiten und nur vorübergehend verändert. Ihre genaue Festlegung nach Ort und Zeit erscheint bei dem heutigen Stande der Forschung noch nicht möglich.

Es ist zu hoffen, daß wir durch Anwendung unserer neuen, verfeinerten Forschungsmethoden hierin in absehbarer Zeit klärer sehen werden.

Das Gebiet der slawischen Westausbreitung ist eben nicht auf das der urgermanischen Räumung beschränkt geblieben. Dies Räumungsgebiet ist verhältnismäßig leicht zu erkennen als die Gegend, wo die Ortsbenennung vor der deutschen Rückströmung einen ausgesprochen slawischen Stempel trägt. Vereinzelt übernommene germanische, im Slawenmunde umgestaltete Formen können dabei eingeschlossen sein. Hier hat die Slawenbesiedlung durchweg gegen 600 stattgefunden.



In den Gebieten späterer Slawenausdehnung dagegen ist die slawische Ortsbenennung niemals so allein herrschend durchgeführt worden, weil dort deutsche Namen in großer Zahl vorgefunden und übernommen wurden.

Wo die Slawen noch lebende deutsche Ortsnamen vorfanden, haben sie sich keineswegs scheut, sie zu übernehmen und beizubehalten. Wenn also weiter östlich deutsche oder germanische Namen in der älteren Namensschicht so fast gänzlich fehlen, so kann das nur so gedeutet werden, daß die Slawen bei ihrem Einrücken dort solche Namen nicht mehr oder kaum noch vorgefunden haben, ihre germanischen Vorkolonisten das Land also tatsächlich bis auf unbedeutende Reste geräumt hatten.

## Die Kultur der Slawen in Nord- und Mitteldeutschland vom 7.—12. Jahrhundert.

Von Dr. Christoph Albrecht, Halle a. S.

(Mit 8 Abbildungen.<sup>1)</sup>)

Die großen germanischen Wanderungen der ersten christlichen Jahrhunderte hatten allmählich die bis dahin ostgermanischen Gebiete östlich der Elbe nahezu entvölkert, so daß seit dem Ausgange des 5. Jahrhunderts kaum Volksspuren von germanischen Stämmen zurückgeblieben waren. Die Kultur dieser abgewanderten Ostgermanen ist uns durch die Bodensfunde genau bekannt, und diese zeigen auch, daß sich im Ausgangs des 6. Jahrhunderts eine ganz neue, fremdartige Kultur, nämlich die slawische, auf dem alten ostgermanischen Heimatboden ausgebreitet hat. Hier konnten sich slawische Volkstämme teilweise ein halbes Jahrtausend in ihrer eigenen Kultur erhalten.

Als nun mit „deutsch-germanischer“ Einwanderung die deutsche Kultur ostwärts drang, verschwand nach und nach die slawische Kultur vollkommen, nicht jedoch das slawische Volk. Da die Slawen im allgemeinen nicht ausgerottet wurden, und die deutsche Wiederbesiedlung sich vielfach friedlich, ja wegen der größeren Wirtschaftserträge des von Deutschen bearbeiteten Landes nicht selten auf Wunsch slawischer Fürsten vollzog, lebten die Slawen rein rassistisch auch unter deutscher Herrschaft und Kultur noch fort, so daß jetzt noch sogar in Mitteldeutschland Spuren slawischen Volkstums deutlich erkennbar sind.

Sehen wir nun im folgenden die slawische Kultur, wie sie uns besonders die Bodensfunde erkennen lassen, näher an, so lernen wir verstehen, warum sie so gänzlich in der deutschen Kultur aufgehen mußte.

Die bisher bekannten Funde stammen aus Wohnanlagen und abgeforderten Friedhöfen, auf denen die Skelettgräber reihenweise nebeneinander liegen. Als Totenbeigaben fanden sich Schlafensringe aus Silber und Bronze, dabei auch anderer Schmuck wie Perlen, silberne Anhänger, Finger- und Oberringe, vereinzelt Schwerter, selten jedoch Gefäße oder andere Gebrauchsgegenstände.

<sup>1)</sup> Für die freundliche Überlassung der Druckstöcke sind wir der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. S. zu Dank verpflichtet. Die Abbildungen entstammen der Arbeit von Dr. Albrecht: „Die Slawen in Thüringen“, die im 12. Bd. der Jahreshefte f. d. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder erschien (1928).

Als slawisch ist ein Grab gekennzeichnet durch darin gefundene Schläfenringe. Es sind Ringe aus Bronze, Silber oder Zinn, die zu mehreren (bis zu 8 Stück) auf ein Lederband gezogen, und an beiden Schläfen getragen wurden. Diese Ringe sind 1,5—4,5 cm groß, und an einem Ende zu einem S-förmigen Haken umgebogen. (Abb. 1.) Die Ohringe sind immer aus Silber und ges

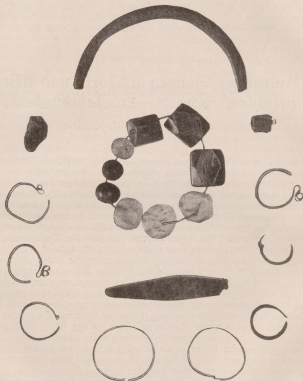


Abb. 1 Slawische Finger- und Schläfenringe (argente mit Schlaufen), Glasperlen und Metallfaden, angeblich aus einem Grabe von Böfning, Kr. Ebersberg (Dr. Schefen).

wöhnlich reich verziert mit spiralförmig aufgerolltem feinem Silberdraht oder aufgezogenen Hohlkörpern aus feinem, teils mit Filigran verziertem Silberblech, und lassen auf orientalischen Ursprung schließen. An Waffen finden sich nur reine Wikingerschwerter mit der den Wikingern eigentümlichen Ansaufform. Die Wikingen benutzten und beherrschten ja auch weite slawische Länder als ihr Durchgangsgebiet für ihren Handel mit Byzanz.



Abb. 1. Slawisches Gefäß von Wormsleben (Mannsfelder Seeburg).



Abb. 2. Slawisches Gefäß von Tröllwig bei Mersburg.

Byzantinische Münzfunde aus dem 9. und 10. Jahrhundert lassen uns diese Handelswege zwischen Nord und Süd klar erkennen. Die Münzen sind selten ganz erhalten, sondern meist absichtlich zerhackt (Hacksilberfunde), in Gefäßen zusammen mit anderem zerhacktem orientalischem Schmuck gefunden. Es kam also den Slawen mehr auf den Besitz des Silbers, als auf den von Münzen an. Eine eigene Münzstätte hatten die Slawen nicht. Auch die sogenannten Wendenpfennige (Silbermünzen mit erhöhtem Rande), die um 1000 n. Chr. geprägt sind, stammen nicht aus slawischen, sondern aus sächsischen Prägestätten.

Die slawischen Siedlungsfunde bestehen zum größten Teil aus den Abfällen des Haushalts: Tongefäße — meist in Scherben —, Tierknochen, Spindelsteine und — wenn auch nicht sehr häufig — Gebrauchsgegenstände wie Messer, Sicheln, Schleifsteine, Handmühlen (Kornquetschen), Rämme. Gewöhnlich sind es Oberflächensfunde. Manches stammt indessen auch aus Wohn- und Herdgruben. Diese sind bis 1,50 m tief und haben einen Durchmesser bis 5 m.

Über die slawischen Wohnstätten selbst sagen sie wenig aus, denn Fundamente oder Hausgrundrisse haben sich bisher erst ganz vereinzelt feststellen lassen; so ein von Rietebusch untersuchtes frühwendisches Dorf in der Mark und ein von Schuchhardt auf der Römerschanze bei Potsdam freigelegter slawischer Hausgrundriß. Wir werden daher annehmen müssen, daß die Wohnanlagen der Slawen aus sehr vergänglichem Material bestanden. Von dem Chronisten Helmoltz, der im Ausgang des 12. Jahrhunderts als Pfarrer in Bodoau (am Plöner See) eine Geschichte der Slawen schrieb, hören wir denn auch, daß die Slawen sich nur Hütten aus Lehm errichteten, in denen sie im Notfalle Schutz gegen Sturm und Regen suchten.

Auch sagen uns die Siedlungsfunde nichts über die Art der Siedlungen selbst. Doch können wir aus den Friedhofsanlagen schließen, daß die Slawen nicht in Einzelsiedlungen, sondern in geschlossenen Dörfern wohnten.

Vielfach werden die als „Rundling“ bezeichneten, noch heute bestehenden Dörfer als Siedlung slawischen Ursprungs angesehen. In diesen Dörfern liegen die Gehöfte im Kreis oder Hufeisen um einen Platz, der den Dorfteich enthält. Sie finden sich hauptsächlich in den ehemals slawischen Gebieten östlich der Elbe; aber auch in Thüringen haben wir sie, wenn auch oft mit rein deutschen Namen. Da hier an eine Verdeutschung einstmaliger slawischer Namen nicht gedacht werden kann, nehmen Naumann und Schlüter an, daß die Deutschen diese Dorfform von den Slawen übernommen und auch Rundlinge gebaut haben, besonders im slawischen Kolonisationsgebiet. Schlüter weist zudem nach, daß der slawische Rundling sich von dem ihm außerordentlich ähnlichen germanischen „Platzdorf“ herleitet. Diese Platzdörfer haben auch nur einen Zugang und die Gehöfte gruppieren sich gleichfalls um einen Platz, doch finden sich noch Gäßchen und Winkel, die aber nicht ins Freie führen. Mielke geht noch einen Schritt weiter und kommt zu der Überzeugung, daß auch der Rundling germanischen Ursprungs sei<sup>2)</sup>.

Für uns besteht die Tatsache, daß die Slawen vornehmlich in Rundlingen wohnten, wir jedoch keineswegs in jedem Rundling eine slawische Ortsgründung zu sehen haben.

<sup>2)</sup> Zuletzt in dem in diesem Heft S. 61 besprochenen Werk: Mielke, Siedlungsfunde des deutschen Volkes. J. S. Lehmanns Verlag, München 1927.

Das Hauptkennzeichen einer slawischen Siedlung sind die aus grob geschlemmtem, mit vielen Quarzkörnern und Glimmerblättchen vermengtem, grauen Ton gefertigten Tongefäße. Sie sind stets ohne Henkel, manchmal auf der Drehscheibe, meistens aber aus freier Hand hergestellt. Als Hauptornament ist dicht unter dem Mündungsrand ein Wellenband (1—8 Wellenlinien) mit einem mehrzintigen Spahn oder Ramm gezogen. (S. Abb. 2, 3.) Daneben kommen auch Punkt- und Linienornamente vor.

An Werkzeugen wurden Gegenstände aus Eisen, Knochen und Stein gefunden. Die Geräte aus Eisen sind Messer und Sicheln. Die Messer sind immer einschneidig und haben zumeist einen geraden Rücken und eine leicht gebogene Schneide auf scharf absetzender vierkantiger Griffangel, wie sie im merowingischen und karolingischen Kulturgebiet vorkommen. Die gefundenen Sicheln weisen die gleiche Form auf, wie sie die karolingischen Funde zeigen.



Abb. 4. Slawische Knochenfigur, gefunden bei Merseburg (Seitenansicht).



Abb. 5. Slawische Knochenfigur, gefunden bei Merseburg (Vorderansicht).

Die geringe Anzahl eiserner Gegenstände aus slawischen Fundplätzen berechtigt uns zu dem Schluß, daß die Slawen in der oben begrenzten Zeit die Kunst der Eisenbearbeitung nicht kannten. Dafür sprechen auch einige Kapitularien Karls des Großen, welche für den Verkauf von Waffen an die Slawen schwere Strafen enthalten. (M. G. Capitularia I, 122.)

An Geräten aus Knochen finden sich auf Siedlungsplätzen oft zugespitzte Gegenstände, die als Pfriemen benutzt wurden, auch durchboherte feine Knochen, die vorn zugespitzt und in die Höhe gezogen sind. Sie dienten im sumpfigen Hochwassergebiet zum Überqueren der Eisflächen (als Schlittschuhe); die glatt abgelaufene untere Seite läßt es erkennen.

An Steingeräten stammen von Siedlungsplätzen Kornquetschen, Reibsteine und Reibeplatten, die zum Zerreiben der Getreidekörner dienten, und Netzbefschwerer zur Verankerung von Fischnetzen. Sehr zahlreich finden sich auf Siedlungsplätzen und auch in Frauengräbern Spinnwirtel aus Ton, bisweilen auch solche aus Stein.

Slawische Götterbilder aus Holz und Stein bezeugen, daß Holzschneiderei und Steinbauerei bereits eine gewisse Ausbildung erreicht hatten. Ähnliche Züge wie diese Götterbilder zeigt die hier (Abb. 4, 5) gezeigte Knochenschneiderei.

Weitere slawische Fundgegenstände sind nicht bekannt, abgesehen von den verschiedenen Arten der gefundenen Hausierknochen und Getreidekörner. Diese sind aber zum größten Teil noch nicht näher bestimmt. Ganz irrig ist die noch heute in landwirtschaftlichen Lehrbüchern aufgestellte Behauptung, daß erst durch die Slawen bestimmte Getreidearten, wie etwa der Roggen, zu den Germanen gekommen seien. Wir wissen heute auf Grund der Funde, daß die Germanen schon in der vorrömischen Eisenzeit Roggen angebaut haben. Die übrigen Hauptgetreidearten waren auf germanischem Kulturboden schon in der Steinzeit bekannt.

Vergleicht man mit den Überresten der slawischen Kultur die reichen Grabfunde der Merowingerzeit auf deutschem Boden oder die Kultur der Wikinger<sup>3)</sup>, so ist der Vorsprung der germanischen Völker unverkennbar. Es ist sehr bezeichnend, daß in Böhmen der mit Abstand reichste Grabfund slawischer Zeit (das Fürstengrab von Kolín) in der Hauptsache Einfuhrware aus Werkstätten des Karolingerreiches enthält. Wie nachhaltig die ganze kulturelle Entwicklung der Slawengebiete des Ostens (z. B. das Städtewesen) späterhin von der deutschen Einwanderung beeinflusst wurde, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Die Überlegenheit der deutschen Kultur, welche so manchen slawischen Fürsten dazu bestimmt hat, die Eindeutschung des Ostens zu befördern, erweist sich auch bei der Betrachtung der Slawenfunde des Mittelalters. An ihnen wird verständlich, daß das slawische Volkstum in so weiten, früher allerdings schwach bevölkerten Gebieten deutscher Kultur und Sprache Raum geben mußte.

## Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600).

Von Dr. Johann Sölkers zu Klostorf i. Meckl.

(Schluß).

Als dritter Ansiedlungsbezirk Norddeutschlands, in dem während des Mittelalters Kolonisten von weither eingezogen sind, bleiben nur noch die Nordseemarschen übrig. Ihre grundsätzliche Bevölkerung ist im Westen von der Ems bis zu den Wesermarschen einschließlich friesisch, zu beiden Seiten der Elbe und im Dithmarschen<sup>11a)</sup> niedersächsisch, nördlich der Eider wiederum friesisch bis zur Widaa bei Tondern. Allerdings ist die Bevölkerung

<sup>3)</sup> Eine Auswahl prächtiger Stücke bringt Fr. Behn, *Altgermanische Kunst*, J. S. Lehmanns Verlag, München 1927. (Preis M. 3.50.) Eine Besprechung des Buches erfolgte in *Voll und Rasse* 1927, S. 246. — Vgl. auch Wolfgang La Baume, *Die Wikinger in Ostdeutschland*, *Voll und Rasse* 1926, S. 20 ff., 91 ff. (mit 1 Taf. u. 10 Abb.).

<sup>11a)</sup> K. Hansen, *Zeitschr. der Ges. f. Schleswig-Holstein-Lauenburg. Gesch.* Bd. 27 S. 204 ff., Bd. 33 S. 180.

Nordfrieslands nach Herkunft und Sprache keineswegs einheitlich. Die friesischen Bezirke des Schleswighschen Festlandes und die Marschinseln haben erst zur Zeit der Karolinger vor der Mitte des 9. Jahrh., ihre friesische Bevölkerung von der Südküste der Nordsee erhalten<sup>117)</sup>. Sehr viel länger sitzt die gewöhnlich auch als Friesen bezeichnete Bevölkerung der drei Geestinseln Sylt, Amrum und Föhr in ihrer Heimat. Auf Grund ihrer sprachlichen Eigenart, die 3. B. die Verständigung mit den festländischen und Marschinselfriesen unmöglich erscheinen läßt, hat man die Bewohner der Geestinseln für Westsachsen, also den zurückgebliebenen Teil der nach England hinübergewanderten Sachsen erklärt. Neuerdings scheint diese Meinung ins Wanken zu geraten. Wenigstens erklärte Geheimrat Bremer-Halle sich in einem Vortrage, den er am 8. August 1925 auf der Zusammenkunft von Freunden friesischer Geschichte und Sprachforschung in Jever hielt, für die Auffassung, daß gerade die Geestinseln-Friesen Reste der Urfriesen seien, von denen die Besiedelung der ursprünglich keltischen Südküste der Nordsee ausgegangen sei. Die wiederum von hier ausgegangene Besiedelung der Marschen Nordfrieslands im 9. Jahrh. wäre danach gewissermaßen eine Rückwanderung in die friesische Urheimat gewesen.

Um die Siedelungsgeschichte des Marschengürtels zu verstehen, muß man von einer geographischen Grundtatsache ausgehen, die auf den gewöhnlichen Karten wenig hervortritt, aber von größter geschichtlicher Bedeutung geworden ist. Unsere Nordseemarschen haben keine völlig gleiche Höhenlage. Sie weisen vielmehr eine ganz allmähliche, bei der geringen Höhe über dem Meerespiegel jedoch höchst bedeutsame Abdachung auf. Und zwar liegt der höhere Rand der Marsch nicht etwa auf der Binnenseite, wo die Marsch an die diluviale Geest stößt, sondern umgekehrt. Da die See oder der Strom die mitgeführten Sinkstoffe ihrer größten Menge nach auf dem zuerst überfluteten Außenrande des Festlandes ablagert, so bildet ganz allgemein gerade der Außenrand den höchstgelegenen und deshalb für menschliche Ansiedelung am besten geeigneten Teil der Marsch, während der Innenrand vor dem Fuße der Geest Niedermoor oder ammooriges, d. h. mit dünner Marscherdschicht überlagertes Land, die sog. Wolden, auch Wisch-, Nebde- oder Moorland genannt, bildet. Diese versumpften Mulden haben die mittelalterlichen Bauernrepubliken der Marschen vor dem Angriff der Ritterheere geschützt. „Von der Marsch war die Geest in den meisten Gegenden geschieden durch Sümpfe, die erst durch einbrechende Fluten zu Marschland geworden sind. Die Marsch öffnete sich nach der See hin. Zur See sind die Friesen nach Nordfriesland ausgewandert. Zur See kamen die Franken, kamen die Normannen, um die reichen Marschen zu erobern oder zu brandschatzen. So konnten auch die ersten Ansiedler ebensogut zur See gekommen sein, wie über die Sumpfniederungen, die Marsch und Geest wirksamer als eine chinesische Mauer voneinander schieden<sup>118)</sup>.“ So waren die hohen Außenränder der Fluß- und Seemarschen frühzeitig von Friesen und Sachsen besetzt, dem Mittelalter aber blieb die Aufgabe vorbehalten, die niedrigeren Innenländer der Kultur zu erschließen. Das Vorrücken der Siedelung vom Außenrande nach dem Binnenlande zu spiegelt sich in den Siedlungsformen. Auf den hohen Außenrändern trieb man Sommergetreidebau ohne Deichschutz auf den heute sog.

<sup>117)</sup> O. Lehmann, Die Bevölkerung Nordfrieslands, „Volk und Rasse“, Heft 1, Februarheft 1920 und A. Sach, Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung, Halle 1906—1907, II. Abt. S. 163.

<sup>118)</sup> C. Woeckel, Deiche u. Sturmfluten, Bremen 1924, S. 17.

Olländern oder Gasten, die die bezeichnende Gemengelage der deutschen Gewannsdörfer aufweisen. Die Dörfer lagen und liegen noch heute — soweit nicht die Bauernhöfe nach der Verkoppelung seit dem 16. Jahrh. in die flache Marsch verlegt sind und dadurch heute das Einzelhofsystem gesiegt hat — auf den Werten oder Warfen, künstlichen Erdbügeln als wohlausgebildete Rundlinge, wie namentlich nördlich Emden. Seitdem etwa um die Zeit zwischen 1000 und 1100 der „Goldene Ring“ der Deiche geschaffen wird, entstehen landeinwärts die im Mittelalter „modernen“ Reihendörfer oder Marschhufendörfer, bis diese Siedlungsformen den inneren Höhenrand der versumpften Mulden erklimmen und von hier aus ihre langen Streifenhufen in die niedrige Moormarsch hinabstrecken. „Die zeitliche Reihenfolge der friesischen Siedlungen ist, abgesehen von den uralten, aber spärlichen Hausendörfern der Geest 1. Marsddörfer in der Marsch, 2. Reihendörfer in der Marsch oder Einzelhöfe, 3. Reihendörfer auf der Geest oder auf dem Hochmoor“ (L. Wobcken a. a. O. S. 129<sup>119)</sup>).

Durch diese Erwägungen gewinnen wir Klarheit über den Rahmen, in dem sich die Tätigkeit der niederländischen Kolonisten in der Marsch im Mittelalter abspielt. Die höheren Marschbezirke waren längst in sächsischen oder friesischen Händen. Es handelte sich um die ganz besonders schwierig zu entwässernden Moormarschbezirke. Die Tätigkeit der Niederländer auf diesem Gebiete wird uns zuerst sichtbar durch die berühmte, unschätzbare Urkunde von 1106, die für die Geschichtsforschung die große kolonisatorische Arbeit des deutschen Mittelalters überhaupt einleitet (Kögl. Akte a. a. O. S. 1). Vor dem Erzbischof Friedrich von Hamburg erscheint, ganz ähnlich wie um dieselbe Zeit vor Udo von Hildesheim (f. Jg. 1927, S. 155), eine große Anzahl Niederländer: an der Spitze der Pfarrer Heinrich, daneben unterzeichnen „ceteri laici Helikinus, Arnoldus, Hiko, Fordolt, Referic“. Als „quidam eis Rhenum commanentes, qui dicuntur Hollandi“ werden sie in der Urkunde bezeichnet und ihre geistlichen Angelegenheiten sollen sie nach der Ordnung der Kirche zu Utrecht regeln. Die Errichtung mehrerer Kirchspiele, wo es den Ansiedlern angemessen erscheinen werde, ist vorgesehen. Die weltliche Niedergerichtsbarkeit sollen die neu zu gründenden Kolonien selber handhaben dürfen, dafür aber alljährlich an den Erzbischof 2 Mark von jedem Hundert Hufen zahlen. Also ein ganz großzügiger, weitausschauender Kolonisationsplan, und dieser Eindruck verstärkt sich noch durch die Tatsache, daß in der Urkunde kein bestimmtes, fest abgegrenztes Gebiet den Holländern übergeben wird. Nur ganz im allgemeinen wird gesagt, die Holländer hätten den Erzbischof gebeten, „quatenus terram in episcopatu nostro sitam hactenus incultam paludosamque, nostris indigenis superfluum eis ad excolendum concederemus“. Desto genauer sind Hufenmaß, Rechtsverhältnisse und Lasten der Ansiedler geregelt. Das ganze erscheint als eine Art Rahmenvertrag. Welches Gebiet ist nun tatsächlich auf Grund dieses Vertrages besiedelt worden? Und weiter: Daß die genannten 6 Unterzeichner, mit denen der Bischof so auf der Grundlage gemeinsamen wirtschaftlichen Vorteils und ge-

<sup>119)</sup> Vgl. außer Wobcken die eingehende, ganz entsprechende Darstellung der Besiedelung von Dithmarschen bei Mar Siring, *Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein*, 1908, S. 258—264 und die ostfriesische Entwicklung bei J. Swart, *Zur friesischen Agrargeschichte* (Schmoller's Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen, Bd. 146), 1910, S. 166—171.



schäftlicher Gleichstellung abschließt, nur die Siedelungsunternehmer sind, unterliegt keinem Zweifel<sup>120)</sup>. Woher kamen nun die eigentlichen Siedler?

Beide Fragen lassen sich aus den Urkunden allein nicht befriedigend beantworten, obgleich wir über die seit 1100 seitens des Erzbistums Bremen entfaltete intensive Kolonisationstätigkeit verhältnismäßig reichhaltiges Urkundenmaterial besitzen<sup>121)</sup>. Aber namentlich über die Herkunft der Ansiedler erfahren wir unmittelbar nichts. Die uns genannten Unternehmer Johannes und Simon, Bovo, Heinrich und Hermann geben keinen Anhalt durch ihre Namen, und jener Friedrich von Nadenstedt (südwestlich Bremen), dem 1171 das Bruchland zwischen Brintum, Nadenstedt und Suchting übertragen wird, war ein Lehnsmann des Erzbischofs. Daß Heinrich der Löwe und der Bischof diesem Manne das erwähnte Gebiet übertragen sibi et suis heredibus iure Hollandico possidendam beweist jedenfalls, daß „holländisches Recht“ damals schon nicht mehr an holländische Nationalität gebunden, sondern allgemeines Kolonistenrecht geworden war. Wichtiger als die auch sonst in den Urkunden vorkommende Bestimmung „iure Hollandico“ oder „Hollandico“ ist vielleicht der Gebrauch holländischer Sachausdrücke, wie die Abgabe der 11. Garbe, quem Hollandenses lingua sua vimmen vocant, und der Satz in der Urkunde von 1181: „Weteringe autem deducetur, quo eis, qui swornen dicuntur, placuerit et iudici.“ Das Wort *Weteringe* (*weteringe*) ist sowohl in Flandern<sup>122)</sup> wie in Holland die Bezeichnung für den künstlich gegrabenen Wasserzug, ebenso in den holländisch besiedelten Elbmarschen<sup>123)</sup> und als „Wässerung“ in der Altmarkter Wische verbreitet. Das Wort muß also mit den Fortschritten der Entwässerungstechnik zusammen sich von Holland aus verbreitet haben, wie auch das Wort „Sietwende“, das diejenigen Deiche bezeichnet, die nicht gegen den Frontangriff der See oder des Stromes errichtet sind, sondern die Flanken des beedeichten Landes gegen die von hintenherum, insbesondere von der Geest und dem Hochmoor einbrechenden Gewässer schützen sollen. Gerade diesem Ausdruck „Sietwende“, der solche Flankendeiche in Holland wie in den holsteinischen Elbmarschen bezeichnet, maß noch Detleffen große Beweiskraft für die holländische Einwanderung bei<sup>124)</sup>. Er kommt auch in den niederländischen Siedelungen der Goldenen Aue im früheren Sumpfbetriebe der Helme vor. Bei Oberböblingen südlich Sangerhausen heißen die rechtwinklig auf den Flußlauf stoßenden Querdeiche „Lorenzrieter Seitwand“ und „Mönche-Seitwand“<sup>125)</sup>. Daß aber gerade dieser Kunstausdruck der Wasserbautechnik sich über das holländische Siedelungsgebiet hinaus verbreitet hat, beweist die Tatsache, daß in dem niemals von holländischer Einwanderung berührten Jeverlande, meiner Heimat, der Ortsname „Sietwending“ sich weitester Verbreitung erfreut und wenigstens eine solche Sietwending als Wasserscheide noch heute instand gehalten wird. Auf den Ausdruck „Brinkresitwendinge“ in einer Urkunde von 1201 (Roegschke S. 8) bezüglich auf die Gegend südlich Bremen, wird man sich also für die

<sup>120)</sup> Richard Schröder a. a. O. S. 7.

<sup>121)</sup> Roegschke a. a. O. S. 1–6, i. G. sieben Urkunden.

<sup>122)</sup> Blanchard, La Flandre, Lille 1906, S. 270 ff.

<sup>123)</sup> Detleffen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Glückstadt 1891, I. Bd. S. 91 ff.

<sup>124)</sup> Detleffen a. a. O. S. 91: „Wir werden die Kirchspiele, in denen er wiederlehrt, also mit Wahrscheinlichkeit für holländische Anlagen erklären dürfen.“

<sup>125)</sup> Richard Seibert, in der Zeitschr. des Garzvereins, Bd. 21 (1888) S. 63 (vgl. Kartensitz32).

holländische Einwanderung nicht sehr stützen können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung „Gehren“ für ein Reststück Ackerland von einer für den Ackerbau ungünstigen spitzwinkligen Form. Dethleffen ist allerdings vorsichtiger in seiner Deutung: „Auch diese Bezeichnung findet sich in Holland wieder, jedoch ebenfalls in weiten Teilen Deutschlands.“ (I, 93.) In der Tat ist auch dies ein nicht lokalisierbarer technischer Ausdruck. Allerdings kommt gerade in der Altmarkter Wische Altengrebe bei Seestadtberg und Gehrhof bei Seehausen vor, aber ich fand die Bezeichnung auch auf lauenburgischen Flurkarten, und als Ortsnamen tritt Gehren in Mecklenburg-Strelitz, Brandenburg, Thüringen, selbst Baden und Württemberg auf<sup>126)</sup>.

Unter keinen Umständen beweisen die Urkunden, daß mehr als die Leiter der Kolonisation und des Entwässerungswerkes Niederländer gewesen seien. Viel eher kann man aus den Urkunden überwiegenden Zuzug aus der näheren Umgebung Bremens herauslesen, denn 1142 hält Erzbischof Adalbero ausführliche Bestimmungen für nötig, um zu verhindern, daß nach dem erblosen Tode eines in das Siedlungsgebiet eingewanderten Leibeigenen etwa dessen Herr die Hand auf das hinterlassene Gut lege. Der Wortlaut der Urkunden und die Kenntnis des Geländes führen gleichmäßig zu der Überzeugung, daß es sich bei der Kolonisationstätigkeit der Bremer Erzbischöfe um die niedrigen, damals sicher versumpften Gegenden des heutigen Bremer Staatsgebietes und des angrenzenden ebenfalls außerordentlich tief liegenden Stedinger Landes gehandelt hat, dessen Entwässerung auch heute noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Gerade diese Bezirke werden, wie schon ein Blick auf die Karte lehrt, denn auch von der uns wohlvertrauten, für späte mittelalterliche Besiedelung bezeichnenden Siedlungsform der Reihendorfer mit den langen parallelen Streifen der Marschhausen eingenommen. Es herrscht aber hier überall das niedersächsische Bauernhaus in seiner echten Form, und es ist bisher nicht gelungen, irgendwelche niederländische Einflüsse in der Wohnbauweise nachzuweisen. Schmerzlich vermissen wir auch hier die Aufschlüsse der Dialektgeographie. Vorläufig spricht alles für die Vermutung, daß die große Mehrzahl der eigentlichen Siedler — wie bei den heutigen Moorkolonien — aus der niedersächsischen Umgegend stammte, und es spricht auch viel eher für als gegen diese Vermutung, wenn einzelne Ortsnamen vielleicht auf holländische Besiedelung von größerer Stärke hinweisen. In einem gänzlich von Holländern als Siedlern besetzten Gebiet hätte es keinerlei Sinn, ein einzelnes Dorf als Hollenderkerke (1277 als Name des heutigen Kirchdorfes Holle am Südufer der Hunte belegt, 1420 heißt dasselbe Dorf Holnerdorp) zu bezeichnen. Es ist nicht ohne Interesse, daß in Holle das 1243 nachweisbare Adelsgeschlecht der Vrisonen (de Vresen) saß, bei dem der seltene Vorname Elerus vorkommt. Dieser Vorname erscheint wieder bei den oldenburgischen Ministerialengeschlecht der Hollandere (1253). Sello<sup>127)</sup>, dem ich diese Tatsache entnehme, weist noch darauf hin, daß die Hollandere das seltene Wappenbild eines Panthers mit den beiden Ministerialenfamilien des Namens Wale zu Altenhunte (Niederstedingen) und zu Buttell bei Neuenhunte (Oberstedingen) gemeinsam haben. Sollten wir es hier mit den alten Unternehmerfamilien zu tun haben? Das Dorf Holle, 1277 Hollenderkerke,

<sup>126)</sup> Meng, Deutsche Ortsnamenkunde S. 22.

<sup>127)</sup> Sello, Die territoriale Entwicklung des Hzm. Oldenburg. Stud. u. Vorarbeiten 3. histor. Atlas Niedersachsens, 3. Heft, Göttingen 1917, S. 99—101.

heißt daneben fast gleichzeitig *Armenerethorp* (so 1273)<sup>128)</sup>. Deutet das auf holländisch *Arnhem* am Rhein? Daß schon vor der systematischen Besiedelung Stedingen kein menschenleeres Land war, beweist der Satz der Rasteder Chronik: „omnes villae eorum prope paludem nunc (d. h. nach 1234) positae apud aggerem, tunc (vor Beginn der Stedingener Unruhen) in modum oppidorum constructae fuerant.“ „Die ältesten Siedelungen, vor Beginn der planmäßigen Kolonisation, waren Hausendörfer, die natürlich auch nachher fortbestanden“ und zur Blütezeit der Stedingener Selbständigkeit, durch Zuzug von außen anwachsend, städtischen Charakter gewannen, wie ihn z. B. Berne noch heute zeigt. Bei der Kolonisation wurden die Landbebauer längs der vorhandenen und weiter ausgebauten Deiche (Weserdeich, beiderseitiger Ollendeich) angesiedelt, indem das ihnen zugewiesene Land in quer zu diesen Deichen laufende Streifen zerteilt wurde, wie noch heute die Karte zeigt.“<sup>129)</sup> Wirklich sicher ist also nur, daß diese Kolonisation von Niederländern geleitet wurde — möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß Holle auch holländische Bauern aufnahm. Unmittelbar vor den Toren Bremens im Osten liegt das *Hollerland*, das 1188 als *Hollandria* bezeichnet wird. Man vermutet daher, daß es zu den Bezirken gehöre, deren Besiedelung auf Grund der Urkunden von 1106 in Angriff genommen wurde. Dazu stimmt die Bezeichnung des ostwärts begrenzenden Wümme-Deiches als *Hollerdeich* und eine von Ed. O. Schulze<sup>130)</sup> angeführte Stelle des Stader Kopiers, wonach in denjenigen Kirchspielen, wo Holländer wohnen (*ubicunque morantur Hollandrini*) nur einmal jährlich Sendgericht gehalten wird, und zwar in Overenggenlande, Bryndem, Horst, Ofsta, Bultow, Ladenberghe, Oppele, Oderquat. Davon liegt Oberneuland im *Hollerland*, Brinkum, bei dem Friedrich v. Madenstedt 1171 die Kolonisation eines Stückes Bruchland übernimmt, südlich der Stadt Bremen, Horst ist nicht sicher bestimmbar. Ist es Wasserhorst<sup>131)</sup> an der Wümme nördlich Bremen oder, wie E. O. Schulze will, Horst an der Oste? Osten, Bultau, Radenberge, Oppele und Oderquat liegen sämtlich um Neuhaus an der Oste im niedrigen Binnenmarschland (Sietland) von Hadeln und Rehdingen. In den hochgelegenen eigentlichen Seemarschen fehlen Holländerspuren fast völlig. Unbedeutend sind auch die von E. O. Schulze nachgewiesenen Spuren in den Wesermarschen außerhalb des Bremer Stadtgebietes und Stedingens links der Weser. Nur in der Marsch von Osterstade gegenüber dem oldenburgischen Brate erscheint neben den wenig beweisenden Holländerhufen und dem Holländerzehnt das Geschlecht der Hollinge zu Utblede (1393). Dazu bringt E. O. Schulze noch eine ziemlich unklare Notiz einer handschriftlichen Chronik bei, die 1428 von Unruhen bei Bremen erzählt, die dadurch entstanden waren, „dat de Holler doht geslagen was in Osterstade“. Das ist alles.

In die Marschen des linken Elbusfers weist schon das erwähnte Stader Kopiar und die Bezugnahme des Erzbischofs Hartwig von Bremen in einer Urkunde von 1149 auf das Recht der Holländer bei Stade (*qualem Hollandensis populus circa Stadium habere consuevit*). In den Elbmarschen muß also

<sup>128)</sup> Sello a. a. O. S. 34.

<sup>129)</sup> Sello a. a. O. S. 100.

<sup>130)</sup> Ed. O. Schulze, *Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe* im 12. und 13. Jb. (Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1889) S. 21.

<sup>131)</sup> Wasserhorst liegt im Wotland. Der Name „Wotland“ ist im holländischen Abemündungsgebiet nicht selten: Hoog Wotland und Laag Wotland (f. Jg. 1927 S. 104 über „laag“) bei Gorinchem und Wotland bei IJsselstein südwestlich Utrecht.

ziemlich frühzeitig eine wirklich bäuerliche Einwanderung von beträchtlichem Umfang aus den Niederlanden stattgefunden haben. In Hadeln müssen noch engernsche, also südniederländische Kolonisten dazugekommen sein. E. O. Schulze führt eine Verordnung für Hadeln an, vom Jahre 1456, wonach für die Edelleute sächsisches Recht, für die anderen Einwohner in Erbsachen engernsches und hollernsches Recht gelten sollte, wie es altbergebracht sei. Die Rechtsabweichungen waren so bedeutend, daß Eike v. Reptow die Hadelen neben den Holsteinern und Stormarn ihres eigenartigen Rechtes und Gewewdes wegen besonders hervorhebt. Das spricht für die Stärke des fremden Einschlages. Den Hauptteil des schon genannten Kirchspiels Oederquart bei Freiburg im Lande Rehdingen bildet die schier endlose Gehöfstreihe des Hollerdeiches, von dem die langen Streifenhusen annähernd rechtwinklig weg nach der Landseite auf das Oederquarter Moor zu laufen. Der Hollerdeich läuft dem jetzigen Elbdeich annähernd parallel. In den vor dem Hollerdeich nach der Wasserseite zu liegenden alten Ortschaften Freiburg und Krummendeich wird nach E. O. Schulze das Deichgericht ausdrücklich als ein sächsisches bezeichnet. Also auch hier war der hohe Auferstand der Marsch schon früh durch Sachsen, der niedere Innenrand spät durch Niederländer besiedelt<sup>132</sup>). Lassen sich im südöstlichen, oberen oder Büßflether Teil von Rehdingen holländische Siedlungen nicht nachweisen, so häufen sich um so mehr die Spuren der Niederländer elbaufwärts von Stade im sog. Alten Land<sup>133</sup>), dessen vollstümlicher Name Oland nicht sicher gedeutet ist. Aber gleich östlich von Stade liegt das Kirchdorf Hollern, ein langgestrecktes Marschhusendorf, dessen längster mittlerer Teil noch den besonderen Namen Hollernstraße führt. Manche Ortsnamen des Alten Landes wie Nincop, Francop, Ladeop, auch Mojenhöden deuten auf niederländischen Ursprung. Auch im innern Teil von Hadeln findet sich bei Leda ein Griesenhöden, etwas entfernter Heringstopp, nach Westen hin Lüderskop und ein zweites Griesenhöden. Warum freilich die Namen auf -kop, die wir noch in den holländisch durchsetzten rechtselbischen Marschen wiederfinden werden (Elskopp und Grevenkopp, echte Marschhusendörfer bei Arampe, Roskopp und Dodenkopp nördlich Wewelsfleth) von Lappenberg als friesisch bezeichnet werden, ist nicht einzusehen. Mit Recht erblickt Dettleffen<sup>134</sup>), der die rechtselbischen und holländischen Namen auf -kop zusammenstellt, gerade in ihnen ein ziemlich sicheres Beweisstück holländischer Einwanderung. Auch der älteste Name des heutigen Kirchspiels Hollern, Thitgeriskoph, in einer Urkunde von 1143, als die bezeichnete Ortlichkeit noch ein erst teilweise kultiviertes Bruchland war<sup>135</sup>), gehört sicher hierher. Auch das Alte Land gehörte zu den besonders niedrigen Marschen, die den Hauptgegenstand niederländischer Kolonisation bildeten. Nach R. Linde würde ohne den Deich die gewöhnliche Glut auf Tischhöhe in die Bauernstuben steigen. Auch hier saßen niedersächsische Siedler zu frühest auf Wurtsiedelungen am hohen Elbufer, bis sie allmählich mit den niederländischen Deichbauern verschmolzen, zumal da der Elbdeich mehrfach zurückverlegt werden mußte. E. O. Schulze führt eine Verfügung des Bremischen Erzbischofs, der Landes Herr des Alten Landes war, aus dem 16. Jahrh. an,

<sup>132</sup>) R. Linde, Die Niederelbe, Bielefeld und Leipzig 1921, S. 34.

<sup>133</sup>) R. Linde a. a. O. S. 136—144.

<sup>134</sup>) D. Dettleffen, Gesch. d. holstein. Elbmarschen, I. Bd. Glückstadt 1891, S. 301—302.

<sup>135</sup>) E. O. Schulze a. a. O. S. 89.

worin der Erzbischof die Verschiedenheit der Geldbußen (Bröle) zwischen sächsischem und hollerschem Recht beseitigen will. Der sächsische Weg längs der Feldmark von Hollern und der sächsische Siel im Kirchspiel Grünendich bestätigen die doppelte Herkunft der Bewohner. Für ein Überwiegen der Niederländer spricht es, daß das Marschtor von Burchude Valva Hollandorum hieß, dagegen aber, daß im Hausbau des Alten Landes der niedersächsische Einfluß durchaus vorherrscht. Die bekannten prachtvoll gemusterten Straßengiebel der Altländer Häuser haben ebensowenig mit Holland zu tun wie die durch die Gluranlage erzwungene „Umkehrung“ der Häuser, deren große Einfahrtstür sich nicht mehr zur Dorfstraße, sondern entgegengesetzt zum bewirtschafteten Lande wendet. Auch die viel berufene Giebelzierde der Schwanenhäule statt der Pferdeköpfe am Firstende ist nicht holländisch oder flämisch, wie Allmers meinte, sondern wahrscheinlich nur aus stilisierten Pferdeköpfen entstanden, ein Zimmermanns-Paradestück<sup>126)</sup>. Wie weit Sprache und Charakter vom holländischen Einschlag beeinflusst sind, bedarf noch der Untersuchung. Tade und Lehmann<sup>127)</sup> möchten „die kaum zu übertreffende Sauberkeit innen und außen, die für die Marsch ganz unerhörte Sparsamkeit und Knidrigkeit“ für „Reste der holländischen Erbschaft“ erklären. Bei der Sauberkeit ist das jedenfalls nicht überzeugend, die ist in allen Marschen, z. B. in Ostfriesland und Jeverland, ebenso zu Hause und wahrscheinlich durch den Marschboden den Bewohnern anezogen. Und ob die Altländer Geschäftstüchtigkeit alt oder nur ein Erzeugnis der Nähe Hamburgs ist?

Für die Elbinseln ist keine Besiedelung durch fremde Kolonisten erweisbar, insbesondere auch nicht für die Vierlande oberhalb Hamburgs. Sinder<sup>128)</sup> kommt — wie übrigens schon vor 100 Jahren A. v. Wersebe — zu dem Ergebnis: „Ist demnach eine Besiedelung der vier Kirchspiele durch Zuzügler landfremden Stammes nicht anzunehmen, so ergeben sich andere wichtige Merkmale sprachlicher, siedelungsgeschichtlicher, hausgeographischer und allgemein volkstümlicher Art, die die Vierländer als Nachkommen niedersächsischer Besiedler erscheinen lassen“ (I. Bd. S. 15). Es ist also zweifellos sehr übertrieben, wenn K. Linde (a. a. O. S. 34) Niederländer „auf den Elbinseln, auf Sinkenwerder, bei Harburg, Friesenwerder und in der Artlenburger Marsch“ finden will. Glurinteilung und Rechtsformen allein beweisen hier nichts. Kurz und treffend sagt die „Chronik der nordelbischen Sassen“: „De van buten quemen, den wart gegeven dat Hollernsche Recht.“ Holländisches Recht war Kolonistenrecht.

In dem linkselbischen Marsch- und Bruchlande oberhalb Hamburgs bis nach Bleckede sind sichere Spuren anderer als niedersächsischer Ansiedler nicht auffindbar. Pastor Meyer, St. Dionys<sup>129)</sup> tritt auf Grund der Orts- und Personennamen für die Besiedelung der Winsener, Artlenburger und Bleckeder Marsch mit Holfsteinischen Sachsen ein und glaubt für die beiden ersteren Marschen noch genauer Dithmarschen als Heimat der Einwanderer

<sup>126)</sup> S. Allmers, Marschenbuch, Oldenburg, 8. Aufl. S. 376/7; über das Altländer Bauernhaus bringt viel Stoff, u. a. Zeichnungen: Linder, Das niedersächsische Bauernhaus, Hannover 1912, S. 177/188.

<sup>127)</sup> Bruno Tade u. Bernhard Lehmann: Die Nordseemarschen (Monogr. 3. Erdkunde), Bielefeld 1924, S. 120.

<sup>128)</sup> Ernst Sinder, Die Vierlande, 2 Bände, Hamburg 1922, Veröffentl. d. Vereins für Hamb. Gesch. III. Bd.

<sup>129)</sup> Meyer, Das Winsener Schatzregister, 1491, S. 175—183.

ansprechen zu dürfen. Dafür spricht noch der Umstand, daß eben zur Zeit des Beginnes der Urbarmachung auf der Ertheneburg bis 1164 der Graf Reinold von Dithmarschen saß.

Nun bleiben noch die holländischen Elemente in den rechtselbischen Marschen zu erörtern. Über sie sind wir namentlich durch Detleffen gut unterrichtet. Grundsätzlich liegen die Verhältnisse nicht anders als links der Elbe. „Besonders für die erste Besiedelung der Marsch war es maßgebend, daß das Uferland der Flüsse durchweg am höchsten ist.“ (Detleffen a. a. O. I, 30.) Teilweise hat der Strom diesen höheren Rand in späterer Zeit zerstört. An den Rändern der Elbe und der Stör lagen die vor der holländischen Einwanderung nachweisbaren, also altfriesischen Orte Beidenfleth, Heiligenstedten an der Stör, Asfleth am Elbrande südlich Glückstadt, Jahrborst, Bisborst und Hohenborst am Elbrande der Haseldorfer Marsch südwestlich Uetersen. Davon sind Asfleth, Jahrborst und Bisborst untergegangen. Urkunden über die Besiedelung der Wilster-, Krempen- und Haseldorfer Marsch durch Holländer haben wir nicht. Das Flursystem der langen, schmalen, durch parallele gerade Gräben geteilten und fast nur von gradlinigen Wetterungen durchzogenen Marschbussen beherrscht den südlichen Teil der Wilstermarsch, die ganze Krempen- sowie die Haseldorfer Marsch, ohne die eingeschlossenen altfriesischen Ansiedelungen. Hauptaufgabe der Niederländer war die Sicherung der Innenkirchspiele, von denen Wilster selbst 1164 genannt wird, gegen den Zustrom des Moowassers aus dem Binnenlande. Für die nach Detleffen „dunkle und schwierige“ Holländerfrage ist man also vor allem auf die Ortsnamen angewiesen (siehe oben S. 31 über die Namen auf *top*, S. 31 über die „Sietwendingen“). Holländisches Recht ist auch in die alten Kirchspiele vielfach eingebracht, so in Beidenfleth und Heiligenstedten. Jedoch wird die Ortschaft Sachsenbande am nördlichen Binnentande des Kirchspiels Wilster 1227 als „in jure Saxorum“ belegen bezeichnet. Hier herrscht keine strenge Marschbusenflur, sondern die mehr quadratische Grundstücksenteilung nach Art der in Dithmarschen sog. „Arüge“. Am geringsten scheint der holländische Einschlag im äußersten Süden, der Haseldorfer Marsch, zu sein. Ein sehr gewichtiges Wort spricht namentlich für die Wilstermarsch die Hausgeographie, die Wilhelm Peßler untersucht hat<sup>139)</sup>. Es hat sich hier eine merkwürdige Durcheinandermischung des rein friesischen „Barghus“ und des rein niederfriesischen „Husmannshus“ herausgestellt, und bei beiden Typen findet sich jene Erweiterung des Wohnteils durch einen oder zwei Querflügel zur T-Form des Grundrisses, die Peßler am altfriesischen Hause des Niedertheins festgestellt hat<sup>140)</sup>. Das würde also zur Einwanderung der Holländer stimmen und deren Heimat an den Niederrhein verlegen. Jedoch kann die T-Form auch mit dem friesischen Typus eingewandert sein, denn das Friesenhaus hat von der Zuidersee bis zur Jade gerne solche rechtwinklig angelegte Wohnflügel (im Jevelande „Arüfelwart“). Die ganze Mischung der Typen in der Wilstermarsch ist sicherlich ethnologisch begründet. Die wirtschaftliche Begründung, die Peßler anführt und der er beizustimmen scheint, — das Barghus finde sich auf Grasböden, das Husmannshus<sup>141)</sup> bei Pflughöfen — scheitert

<sup>139)</sup> W. Peßler, Hausgeographie d. Wilster Marsch, Stuttgart 1913.

<sup>140)</sup> Archiv f. Anthropologie N. S. Bd. VIII, 1909, Karte zu Peßler „Die Abarten des altfriesischen Bauernhauses“.

<sup>141)</sup> Der Name „Husmannshus“ kommt schwerlich, wie Peßler sich hat lassen lassen, von einem Personennamen, sondern von der Bezeichnung der Hofbesitzer — „Hus-

an der Tatsache, daß das Sachsenhaus im vorwiegend Weidewirtschaft treibenden Butjadingen vorkommt, das Friesenhaus aber das seit alters vorwiegend gepflügte Jeverland einschließlich der gänzlich auf Ackerwirtschaft eingestellten umfangreichen neuen Grodenbezirke beherrscht und neuerdings sogar das Sachsenhaus auf den reinen Pflughöfen der oldenburgischen Geest verdrängt. Nach der Karte der Wilstermarsch bei Peßler hat der oben als sächsisch angesprochene Teil des Kirchspiels Wilster (um Sachsenbunde) so gut wie ausschließlich Sachsenhäuser.

Für die Wilstermarsch hat Wilhelm Jensen<sup>141a)</sup> in Anlehnung an Detleffen und Peßler es wahrscheinlich gemacht, daß die Holländersiedlung um 1174 südlich Wilster auf Hochfelder Gebiet begonnen und sich dann bis zum 16. Jahrhundert südwärts über Rothenmeer, Dodenkopp, Roskopp, westwärts über Dweerfeld, Schotten, Osterbünge bis Nordbüttel im Kirchspiel St. Margarethen, endlich über Büttler Altenkoog und Gr. Arentsee am Elbufer sowie Gr. Kampen an der Stör ausgedehnt habe.

Vom agrargeschichtlichen Standpunkt aus sucht Thies Hinrich Engelbrecht der hier zur Erörterung stehenden Frage zu Leibe zu rücken. „Reine Überlieferung sagt uns, aus welchem Teil der Niederlande die Kolonisten zu uns kamen. Aber wir finden dieselben langgestreckten ‚Marsschufen‘ mit den zahllosen Gräben, welche für die holländischen Siedelungen an beiden Seiten der Unterelbe bezeichnend sind, wieder in einem ganz bestimmten Teil der Niederlande und zwar östlich von Rotterdam in den Marschen der Provinz Süd-Holland. Die Seemarschen, wie sich mir bei einem sorgfältigen Vergleich sämtlicher holländischen Generalstabskarten ergab, zeigen eine ganz andere Einteilung der Feldmarken; nur diese Flusmarsch kann als Heimat der Kolonisten in Betracht kommen. Die Ortsnamen weisen insbesondere auf die Krimperwaard zwischen IJssel und Lek mit den nahe beieinander liegenden Orten Krimpen aan den IJssel und Krimpen aan de Lek; dazu Namen auf ‚-kop‘ und ‚-broek‘.“<sup>142)</sup> Das ist freilich nicht unbedingt schlüssig, weil wir dieselbe Einteilung der Feldmark in lange Zusenstreifen in Flandern nordöstlich des Kanals Brügge-Gent ganz allgemein verbreitet finden, und zwar, wie die von Raoul Blanchard<sup>143)</sup> veröffentlichten Flurkarten von Kruiskenstraat zwischen Brügge und Gent wie auch von Doorezele nordwestlich Gent zeigen, in ebenso schmale, geradlinig und rechtwinklig begrenzte Stücke wie in den Elbmarschen. Jedoch glaube ich, daß Engelbrecht doch das Richtige getroffen haben wird, weil gerade östlich von Rotterdam das niedersächsische T-Haus — „Dwaarshuis, Schuur in Halle Type“ nennt es Prof. Gallée auf der Haupttypenkarte seines Bauernhauswerkes<sup>144)</sup> — sich mit dem friesischen Haustypus berührt, und zwar so, daß der von Engelbrecht angezogene Krimperwaard südlich von Gouda gerade der letzte Ausläufer des sächsischen T-Hausgebietes nach Westen ist, südlich des Lek aber das Friesenhaus den sog. Alblafferwaard bis dicht westlich von

Idde“. Noch heute ist im Jeverlande die Bezeichnung „Der Hausmann X“ in amtlichen Schriftstücken üblich.

<sup>141a)</sup> Wilhelm Jensen, Sächsische und holländische Siedlungen in der Wilstermarsch, Zeitschr. der Ges. für Schleswig-holst. Geschichte, 46. Band 1916, S. 41—52, dazu vgl. Otto Lehmann, Das Bauernhaus in Schleswig-holstein, Altona 1927, S. 52—63.

<sup>142)</sup> Die Heimat, Monatsschrift des Vereins für Natur- und Landeskunde in Schleswig-holstein, 32. Jahrgang, Aprilheft 1922, S. 65.

<sup>143)</sup> La Flandre, Lille 1906, S. 423 ff.

<sup>144)</sup> Das niederländische Bauernhaus und seine Bewohner, Utrecht 1909.

Gorinchem beherrscht. Dagegen herrscht schon in Zeeland und in ganz Flandern das römisch-fränkisch-mitteldeutsche Gehöft in seinen Abarten.

Nachdem somit versucht worden ist, über die mittelalterlichen Fremdsiedlungen<sup>145)</sup> Norddeutschlands, Zahl, wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse der Einwanderer sowie ihren Verbleib nach Möglichkeit Klarheit zu gewinnen, bleibt noch die Aufgabe, die Ursachen der Einwanderung klar zu legen. Hierbei ist davon auszugehen, daß die besprochenen mittelalterlichen Siedlungs- und Wanderungserscheinungen zunächst als Erscheinungen des Wirtschaftslebens zu werten sind. Nationale Motive wird man dem Mittelalter aus allgemein kulturgeschichtlichen Gründen nicht zuschreiben wollen, kirchlich-religiöse, die man an sich dem Mittelalter eher zutrauen dürfte, sind selbst für das ostelbische Land kaum erweisbar. Es ist in den Urkunden, soweit sie von den Motiven der siedelnden Grundherren sprechen, immer nur von der Mehrung ihrer Einkünfte aus bisher ungenutztem oder ungenügend genutztem Lande die Rede. Daher werden Agenten ausgesandt, die Siedler durch Vorstellung der ihnen in Aussicht stehenden großen wirtschaftlichen Vorteile anlocken sollen. Alle, die Mangel an Land hätten, sollten mit ihren Familien nach Holstein kommen, dort gäbe es das beste Land in Hülle und Fülle, überreich an Feldfrüchten, Fisch und Fleisch und trefflich geeignet zur Weidewirtschaft, — so läßt Helmold (Kap. 57) des Grafen Adolf nach Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen, Friesland ausgesandte Agenten erklären. Damit trifft er sicher den entscheidenden Gesichtspunkt. Und jener Aufruf, den vermutlich 1108 hauptsächlich geistliche Fürsten von der Wendengrenze unter Führung des Magdeburger Erzbischofs an die westdeutschen Fürsten und Stämme erlassen, spricht zwar davon, daß die christliche Kirche von den Heiden bedrängt und für jeden Ritter Christi Gelegenheit sei, für sein Seelenheil zu sorgen. Daß aber solche religiöse Motive schwerlich mehr bewirken würden als gelegentliche, vorübergehende Teilnahme an einer Kreuzfahrt, daß sie niemand zur dauernden Niederlassung bewegen würden, ist offenbar den geistlichen Urhebern des Aufrufes durchaus klar gewesen, denn neben dem „animas vestras salvificare“ steht gleich die Aussicht auf das „optimam terram ad inhabitandum acquirere“. Die Heiden, heißt es in dem Aufruf, seien die schlechtesten Menschen, ihr Land aber das allerbeste, überreich an Fleisch, Honig, Mehl, Geflügel und allem, was die Erde hervorbringen könne, wenn es nur ordentlich angebaut werde. Ja, kein Land könne mit dem Lande der ostelbischen Heiden auf gleiche Stufe gestellt werden<sup>146)</sup>. Da haben wir die Beweggründe, die die westdeutschen und niederländischen Siedler ins Ostland führten. Dieselben Motive haben auch zur Urbarmachung der Moormarsch- und Bruchländereien wie zur Rodung der Wälder in den Weserbergen geführt.

Der Mensch als wirtschaftendes Wesen strebt dem Orte geringsten wirtschaftlichen Druckes zu. Daher ist für uns nicht die absolute Höhe des Druckes in der Heimat der Auswanderer von Bedeutung, sondern die Druckdifferenz, die zugunsten der neuerschlossenen Siedlungsgebiete bestand. Die neuen Siedler

<sup>145)</sup> Die kurz vor 1600 einsetzenden Waldenser- und Hugenotten-Ansiedlungen gehören nicht mehr hierher. Vgl. dazu Henri Tollin, Die französischen Kolonien im Deutschen Reich. Zeitschr. „Deutsche Erde“, I. Jg. 1902 mit guter Übersichtskarte. Den Anfang macht in Norddeutschland die 1584 entstandene evangelische Wallonen-Gemeinde in Embden, der bis 1600 noch die wallonischen Gemeinden in Bremen, Hamburg und Danzig (1579), Altona und Stade (1588) folgen.

<sup>146)</sup> Roetschte a. a. O. S. 9/10.



sind nicht so sehr von den Zuständen der alten Heimat abgestoßen, als vielmehr von den Zuständen der neuen Heimat wie von einem lustleeren Raume angefaugt worden. Wir erleben ja heute, daß in dem wahrlich bedrückten Deutschen Reich die Auswanderung nicht dieselbe Höhe wieder erreicht, wie sie in den 1880er Jahren nach Amerika bestand. Die frühere Druckdifferenz zugunsten Amerikas ist zusammengeschrumpft. Man braucht also auch die Zustände in den mittelalterlichen Niederlanden<sup>147</sup> gar nicht schwarz in schwarz zu malen, es genügt völlig, daß dort die Bevölkerung sich im Verhältnis zur wirtschaftlichen Technik erheblich verdichtet hatte und daß mancher von den menschenleeren, nach Arbeitskräften schreienden Gebieten im Osten glaubte, wie es in dem späteren Volksliede heißt:

Daer isser en betere stede.

## Die alemannisch-schwäbischen Kopftrachten.

Ein Versuch.

Von Rose Julien.

Mit Federzeichnungen von E. Kobrdang.

**U**nter den Trachtenstücken nimmt die Kopfbedeckung, soweit sie nicht, wie bei der Mehrzahl der Männertrachten, fabrikmäßig hergestellte Massenware ist, eine kultur-psychologisch bedeutsame Stellung ein: „Es hat ganz den Anschein, als ob der Kopfsputz seinem eignen Entwicklungsgesetze folge.“ (Langel, Trachten und Sitten des Elsaß.) Im Anhang seines trefflichen Trachtenbuches spricht schon Kretschmer die Ansicht aus, daß trotz aller Mannigfaltigkeit weiblicher Kopfzierden nur wenige Grundformen in Betracht kommen. Und von der Bäuerin sagt er: „Wenn sie selbst endlich den Einflüssen der Mode nicht zu widerstehen vermag und alle übrigen nationalen fleidlichen Abzeichen eines nach dem anderen verloren gehen, den Kopfsputz behält sie dann noch lange bei.“

Die „wenigen Grundformen“ findet man bei guter Überschau und Vergleichung. In Heft 2, 1920 von „Dr. Petermanns Geographischen Mitteilungen“, Gotha, Justus Perthes, war es mir gestattet, eine gedrängte Übersicht zu geben. Geht man den Gebietsgrenzen derselben nach, so ergeben sich Einheiten, die hier auf Zusammenhänge alter Stammesbruderschaften, dort auf altterritoriale Unterscheidungen hinweisen.

Und wenn es gewagt scheint, durch solche Merkmale in weit zurückliegende Vergangenheiten hineinleuchten zu wollen, da doch die Volkstracht als Ganzes kaum älter ist als 400 Jahre, so sei daran erinnert, was Friedrich Hottenroth im Nassauischen Trachtenbuche sagt: „Selbst Jahrhunderte, die bereits abgelaufen waren, als die Volkstrachten sich zu entwickeln begannen, haben ihren Anteil dazu geliefert.“ Gleich dem klugen Kinde im Märchen hat die weiter-schreitende Kultur Steinchen auf ihrem Wege zurückgelassen, mit denen man

<sup>147</sup> Über die niederländischen Zustände vgl. Henri Pirenne, Geschichte Belgiens, Gotha 1899, I. Bd.; P. J. Blok, Geschichte der Niederlande, Gotha 1902, I. Bd. (Kap. VIII „Die Bevölkerung des platten Landes“) und Raoul Blanchard, La Flandre, Lille 1900, S. 307/8.

heimfindet zur Vergangenheit. Die Kenntnis dieser Gruppen lebte einst und lebt noch heute hier und dort im Volk. Den ersten Anstoß zu meinen Studien gab mir ein Wort des Hofbauern zu Reuthin bei Alpirsbach: „Das ist die schwäbische Badenhaub“, sagte er, als zwischen Kirchgängerinnen, die das Haubenband über dem Scheitel zur Schleife geknüpft trugen, Frauen vom Lehengericht daher kamen, „die finden Sie am Osthang des Schwarzwaldes und in der

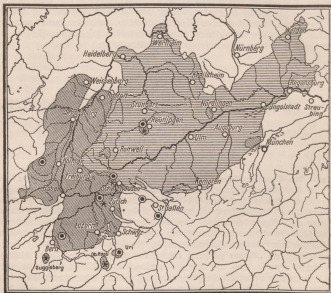


Abb. 1. Das Verbreitungsgebiet der alemannisch-schwäbischen Kopftrachten.

Alemannische Haube.
  Schwäbische Haube.
  Deringer Haube.
  Alemannische Knotenklappe der Männer.

Schwarzwaldvorebene bis nach Bayern hinein.“ Für die Feinfühligkeit, mit der das Volk unterschied, spricht auch ein Beispiel, das Eduard Gentsch in der „Bavaria“ anführt. Ein Häubchen, das ebenso an die südnachbarliche Schwabenhaube, wie an die im Aahgrund übliche oberbayerische erinnerte, führte im Volksmund die Bezeichnung „Schwäbsächer“.

Als Merkmale der alemannischen Haube sind anzuführen: das Umschließen des Hinterkopfes, bei den neueren Formen Freilassen des Stirn- und Schlafenhaars. Das Haubenband wird über dem Scheitel geknüpft und entwickelt sich vielfach zur getürmten Schmudschleife, die um Straßburg und im Markgräflerland ihren größten Umfang erreicht. Im letzteren Gebiet bleibt die Schleife allein als Rest der Kopftracht. Der Haubensfleck, der die neueren Formen kennzeichnet, ist oval. Die alemannische Haube neuzeitlicher Aufmachung ist

zweifellos aus einer älteren Ziehhaubenform entstanden, die auch um Schlettstadt und Kolmar nachweisbar ist. Ob man auch die große, weiße Haube des Sundgau bei Altkirch als alemannisch gelten läßt, ist eine Frage. Man muß es, da sie den typischen Grundschnitt aufweist. Durch die Herstellung aus weichem, waschbarem Stoff macht sie der französischen Nachbarschaft ein Zugeständnis, das ihren Totaleindruck verändert, verwischt.

Die Hauptzonen der alemannischen Haube, in denen sie noch geschlossene Gruppen bildet, sind der südliche und westliche Schwarzwald, das Rhein-, Rensch-, Schapbach- und Kinzigtal, sowie das Unterelsaß bis Weissenburg. Im Oberelsaß ist sie mit fremden Typen durchsetzt. Als eingesprenzte Gebiete im schwäbisch-bayerischen Bereich kommt zunächst das Häubchen von Schweningen—Trossingen bei Rottweil in Betracht, obgleich es durch die lange Nackenschleife der schwäbischen Nachbarschaft ein Zugeständnis macht, ferner das Bözinger Gebiet bei Reutlingen, dessen Kirchenhaube der Gutacher Florhaube entspricht. Da ich in den Trüben aller Bäuerinnen im Ries, wo heute die schwäbische Haube getragen wird, die gleichen fand, — „frühere Kirchenhauben“ nannte man sie — so habe ich auch hier eine Spur der alemannischen verzeichnet. Noch vor 50 Jahren hätten sich bei genauem Forschen noch viel mehr eingesprenzte Gebiete der altalemannischen im Bereich der Schwabenhaube nachweisen lassen, so daß es nicht wundernehmen kann, daß wir ihr in Dachau bei München noch einmal in reinsten Form begegnen. Wie die schwäbische sich auf Kosten der ersten verbreitet, zeigte noch um die Jahrhundertwende das Vordringen ins rein alemannische Hauensteiner Land auf der Höhe des südlichen Schwarzwaldes.

In der Schweiz haben offenbar schon früh auch im deutschen Teil französische Einflüsse die Kleidungsweise beeinflusst. Wie lange, das erhellt ein Beispiel. Die Kopftracht des „Buresewi“ von Annonay, das Julie Heierli in ihrem ersten Trachtenbuche abbildet, wirkt fast mittelalterlich, und man möchte an völkischen Untergrund denken. Bei Oberschau und Vergleich aber ergibt sich, daß französische Bäuerinnen im „Caux“ in der Normandie dieselben trugen. Dies besagt nichts gegen das Alter, aber gegen den völkischen Untergrund. Immerhin bietet die Schweiz noch ein buntes und auch vollkommen ursprüngliches Bild völkischer Kleidung.

Spuren der alemannischen Haube begegnen wir in der „Schächhaube“ des Züricher Gebietes, die der einfachen Florhaube des Renschtales entspricht. Auch im Berner Land (Griedtal) tritt sie in Erscheinung, desgleichen im Aargau, wo sie sogar die Neigung zeigt, über dem Scheitel aus dem Haubenbündel eine Schmuckschleife zu entwickeln, wie das im deutschen Nachbargebiet geschah. Auch in einfachen Formen der „Dufette“ lassen sich Grundlinien erkennen.

Im Oberamt Reutlingen erhielt sich in vier Dörfern eine schöne und eigenartige Tracht, die nach dem Hauptort Bözigen benannt wird. Das Völkchen, das sie trägt, hat die Volksforscher allezeit lebhaft interessiert, und durch seine rassige Besonderheit zu allerlei Fabulieren Anlaß gegeben, bis die neue Forschung es einwandfrei als „besonders rein erhaltene, hoch- und starkgewachsene Hundertschaft der Alemannen“ erkannte. Bei ihnen begegnen wir auch einer vollkommen eigenartigen Männerkopfbedeckung, die sich sonst in Deutschland nur noch ein einziges Mal findet, bei den Sennen im Nünstertal. In Bözigen erscheint sie als schwarzes, flachgewölbtes, randloses Lederlappchen, „Schmalzlappe“ genannt, das über dem Wirbel flach am Kopfe anliegt. Von der Tracht



Abb. 2. Alemannische Haube (Schürzenhaube).

Oberer Reihe von links: 1. Kesseltal (Schwarzwald), 2. Obertal (Schweiz), 3. Hohenwald (Schwarzwald), 4. Murgau (Schweiz), 5. Hattenbach (Schweiz).  
Untere Reihe von links: 1. Markgräflerland, 2. Gegend von Offenburg, 3. Gegend von Weissenburg (Elsass), 4. Miesbach (Elsass), 5. Dachsen b. München.

der elsässischen Sennen sagt Laugel in „Trachten und Sitten“ des Elsass: „Dieser Anzug würde überhaupt keine besondere Erwähnung verdienen, wenn er nicht in der Kopfbedeckung eine Merkwürdigkeit aufwiese. Diese besteht in einem Kappchen von sehr dichtem und hartem Leder ohne Schirm. Manchmal ist sie mit kleinen Troddeln — gleichfalls aus Leder — und mit eingepreßten Figuren verziert, so wie etwa mit den Anfangsbuchstaben des Eigentümers oder seines Vaters; denn diese Kappen vererben sich häufig auf mehrere Generationen. Die Zweckmäßigkeit solcher Kappen in einer Gegend, wo es so wenig Schatten gibt, habe ich nie verstanden.“

Durchaus die gleichen Kappen haben sich bis in die neueste Zeit bei fast allen Schweizer Sennen erhalten, teils schlicht, teils mit kleinem Randzierat. Das Bild eines Sennen von Uri zeigt auch Troddelschmuck, gleichfalls aus Leder, der an langem Ledertriemchen fast bis auf die Schulter herabhängt. Neben diesem zum „eisernen Bestand“ der Sennentracht gehörenden Kopfstück kamen auch Hüte vor, die der jeweiligen Zeitmode Zugeständnisse machen, vor allem der Dreispitz; auch Zippelhaube und weiche Hüte. Die Abbildung eines Klettgauer Landmannes, „tiré du cabinet de Mr. Meyer d'Aarau, publié par König“, zeigt diesen in feierlicher Festtracht vom Ende des 18. Jahrhunderts. Auf dem Haupt trägt er die Lederkappe, unter'm Arm den Dreispitz. Ein Beweis, daß auch bei Festkleidung die angestammte Kopftracht in Erscheinung trat. Obgleich es hinreichend bestätigt ist, daß sich diese Kappe bei allen Sennen lange erhielt, ist sie auf der Karte nur da vermerkt, wo ich einwandfreie Bilder hatte. Auch die Sennen des Freiburger Gebietes (Gruyères) trugen kleine Kappen, doch aus Stroh. Ich habe sie nicht vermerkt, weil schon starke Schwankung der Art vorliegt. (Vgl. Abb. 4.)

Bei den Begingern findet sich neben der auf den alemannischen Grundtyp zurückgehenden Kirchenhaube eine andere Frauenhaube von besonderer Art, für



Abb. 2. Schwäbische Haube (Baderhaube).

Oberer Reihe von links: 1. Rothzimmern (Württemberg), 2. Redartel, 3. Reginshaube von Schwaben und Neuburg, 4. Reginshaube (Bayerisch-Schwaben), 5. Allgäu.

Untere Reihe von links: 1. „Bazerner Haub“ (Basel bis Hölental), 2. Redartel (Näfenisch), 3. Schwabenhaube, auch „Schneid“ der Schweiz, 4. Stoselappe (Schweiz).

die ebenfalls kein zweites Beispiel in Deutschland nachweisbar ist. Es ist ein kleines, rundes Deckchen, das nur wie ein Hiebat über dem Scheitel thront, im Bezingen besonders klein und flach, im benachbarten Jettenburg höher und steiler. Auch dieser Kopftracht begegnen wir sonst nur noch auf alten Schweizer Bildern und zwar im Kanton Schaffhausen, bei Baden, in Wettingen, bei Zürich, im Guggisberger und im Oberen Haslital. Die Größe und Höhe wechselt etwas. Besonders flach erscheinen sie im Oberen Hasli. Es ist bemerkenswert, daß dort die Bevölkerung, in deren Gebiet dieses Häubchen vorkam, von den Umwohnern in ähnlicher Weise wie die Bezinger charakterisiert wurde, da sie sich durch rassige Schönheit auszeichnete und gegen fremde Elemente abschließend verhielt. Vor allem aber scheint es beachtenswert, daß sich dort, ebenso wie bei den Bezingern, im Volksmund die sagenhafte Überlieferung erhalten hat, die Vorfahren seien dereinst von Norden „aus Schweden“ eingewandert, von wo sie zu Zeiten einer Hungernot entwichen wären.

Bei Kopfbedeckungen dieser Zone ist es notwendig, des alemannischen Hutes zu gedenken, der in Deutschland und der Schweiz nachweisbar blieb. Seine älteste und ursprünglichste Form aus schwarzweißem Strohgeflecht erhielt sich auf dem Schwarzwald bei Alpirsbach (Neuthin). Sie ist bezeichnet durch eine Anordnung von Strobrosetten (Kosen) um den Kopf und auf dem rückwärtigen Rande. Im Rendthal ist der Kopf niedriger, die „Kosen“ sind aus roter, bei Frauen aus schwarzer Wolle, die überlieferte Anordnung und Verzierung des rückwärtigen Teiles noch deutlich hervortretend. Auch im Elß (Reitweiler) werden große Strohhüte getragen, die der Schwarzwald liefert. Sie heißen „Kosebüt“, und haben rückwärts die drei dicht aneinander gereihten „Kosen“ aus Wolle. Auch bei den von Malern oft verewigten Gutacher Hüten ist der Grundsatz der Anordnung gewahrt, doch tritt dies für den Beschauer weniger in Erscheinung, da die Kosetten sich zu großen, prallen Wollbällen entwickelt haben.

In der ganzen Schweiz sind Hüte getragen worden, die den Grundzügen der beschriebenen Urform entsprechen. Sie waren gleich den badischen mit einer dichten Schwefelschicht bedeckt, die das Stroh kaum erkennen ließ und heißen deshalb „Schwefelhütli“. Der Kopf war flach. Die „Kosetten“ (Rosen) aus Seidenband lagen auf dem schwingelförmigen Rand. Sie zeigten die Farben grün und rot, und waren je eine grüne und eine rote einander gegenüber angeordnet. Auf dem rückwärtigen Hutrand sind auf den Schweizer Hüten



Abb. 4. Alt-Alemannische Lederkappen der Männer.

Oben links: Sonnenkappe der Hochvogesen;  
oben rechts: Begglingen bei Kautlingen;  
Unten links: Sonnenkappe aus Appenzeller Land;  
u. rechts: verschiedentlich nachweisbare Sonnenkappe mit Lederquaste in langem Riemen.



Abb. 5. Alemannische Frauenhaube älterer Art (Mönginger Haube).

Oben rechts: Begglingen-Wannweil bei Kautlingen (noch getragen); oben links: Oberhasli (Schweiz). — Unten rechts: Schaffhausen; unten links: Guggisberg (Schweiz).

Zweiglein mit künstlichen, der Natur nachgeahmten Rosen angebracht. Besonders getreu in der Wahrung der Grundzüge erscheinen abgebildete Hüte aus Zug und Luzern. An anderen Orten waren die Blütenzweige an anderen Stellen angeordnet, aber immer blieben die vier Bänderketten das Typische. Vier Bänderketten zeigt auch der im Trachtenbuch von Julie Heierli abgebildete Obwaldner Hut aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts im Landesmuseum zu Zürich. Solche Schwefelhütli wurden noch im 18. Jahrhundert auch von Männern getragen.

Die schwäbische Haube mit ihrer, selbst bei einfachen Formen, etwas umständlicheren Machart mutet im Ganzen neuer an als die einfachere alemannische. Ihr Gebiet ist weit. Es reicht von den Osthängen des Schwarzwaldes bis nach Unterfranken, ja südlicher, mit einer nordöstlichen Zonenüberschreitung, bis an den Bayerischen Wald und vom Main bis nach Emsfiedeln in der Schweiz. Sie umschließt den oberen Teil des Hinterkopfes und greift mit zwei abgesteppten Lappen, die auf Bindbänder genäht sind, über die Wangen. Nach ihnen ist sie „Backenhaube“ genannt. Sie sind auf deutschem Gebiet

ebenso bezeichnend für sie wie der edige Haubenplätz (auch Bödele genannt), und die gewässerten Seidenbänder mit bogenförmig verschnittenem Rand, welche Rinn- und Nackenschleifen bilden. Sie hat nach rückwärts eine fest gearbeitete Form, die um Alpirsbach—Freudenstadt nur einer winzigen Spitze gleicht, einem Vorwand zum Befestigen der Nackenschleife. Anderwärts dehnt sie sich zu größeren Wölbungen, die über dem Wirbel, am Hinterkopf oder auch tief im

Nacken sitzen. Dementsprechend bilden die vom Schmuckbedürfnis an Stelle der Goldhauben anderer Gegenden geschaffenen pfauenschwanzartigen Schmuckteile aus Chenille oder Goldfäden bald ein Rad um den Kopf (Rädelstappe, Neckartal), bald ein Dächlein darüber (Reginahaube, Bayer. Schwaben). Während sich

an der Westgrenze die Formen rein gegeneinander absetzen, ergeben sich nach Osten, gegen Franken hin einige Mischformen, indem der Gupf der Schwabenhaube höher und steiler wird, und die fränkische Haube nach dem Hinterkopf zu rückt. Man ist versucht, jenes Wort des Volksmundes abwandeln, zuweilen an „schwäbfränkisch“ zu denken. Das wesentlich Unterscheidende bleiben im Grunde die Nackenlaschen der schwäbischen und das Fehlen solcher, wie des „Bödeles“ bei den reinen fränkischen Formen. Daß die schwäbische Haube, andere Formen verdrängend, eine große Ausbreitungskraft bewiesen hat, ist bereits zuvor erwähnt worden. Sie hat an Deutschlands Grenzen nicht Halt gemacht, ist vom Hegau in den Thurgau und das Appenzeller Land vorgedrungen und vom Gaster Land an den oberen Züricher See und bis nach Einsiedeln unter Schwyz gelangt.

Sie hat hier auf Schweizer Gebiet in der „Stofellappe“ ebenso ihre einfachste Form eingeführt, wie ihre Radhauben und Prunkstücke aus Chenille- oder Goldfäden, die denen im Neckartal, Allgäu und Hegau vollkommen gleichen. Doch darf man nicht übersehen, daß Verschiedenheiten in den kleinen Hauben bestehen, welche die Prunkaufsätze tragen, und daß die Nackenlaschen bei den schweizerischen zuweilen fehlen. Sie heißen in der Schweiz „Schwabenhaube“, auch „Schnellhube“ (Chenillehaube). —

Es ist eine der lohnendsten Aufgaben der Volkstrachtenkunde den Spuren der im Unbewußten wirkenden Kraft zu folgen, die auch in vergänglichem Stoff über Raum und Zeit hinweg die alten Grundzüge und Zusammenhänge erhält.

#### Einige Quellen:

Laugel und Spindler, Trachten und Sitten in Elß. — Julie Heierli, Die Volkstrachten der Inner-Schweiz. — Julie Heierli, Die Volkstrachten der Ostschweiz. — J. H. König, Collection de Costumes Suisses tirés du Cabinet de Mr. Meyer d'Aarau. — Sammelkarten der Staatlichen Lipperheide-Bibliothek, Berlin. — Landeskunde Bavaria. — N. Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts.



Abb. 6. Altkalemannischer Strobbut (Eigens von Alpirsbach). Besteht aus schwarzem und weißem Stroh. Kleine Kofetten aus schwarzem Stroh am Hutkopf und rückwärtigen Rand. Noch vereinzelt getragen.



Abb. 7. Altkalemannischer Strobbut der Schweiz (Guggenburger). Kleine Kofetten aus schwarzem oder rotem Wollse am Hutkopf und rückwärtigen Rand. Aus dem Gebrauch verschwunden.

## Familiengeschichtliche Wege zum Auslandsdeutschtum.

Von Dr. Wahrhold Drascher,

Archivar am Deutschen Auslands-Institut, Stuttgart.

Die ständig wachsende Anteilnahme, die heute in weiten Kreisen unseres Volkes der Ahnenforschung entgegengebracht wird, mag auf den ersten Blick überraschen, denn auf manchem anderen Gebiet hat sich die Lebensanschauung bewußt von der geschichtlichen Betrachtung abgewandt und ganz auf das Erleben der Gegenwart eingestellt. Die historischen Zusammenhänge werden zur Seite geschoben, um dem Neuen den Weg nicht zu versperren; man steht nach den Erlebnissen der letzten Jahre der Geschichte skeptisch gegenüber, weil man in ihr keine aufwärts weisende Linie zu erblicken vermag, die aufzufinden den meisten Menschen beim Studium der Vergangenheit die wahre Befriedigung gewährt. Auch der Einzelne selbst stellt sich fest und sicher in die Gegenwart: im Verlaufe seines Lebens sieht er die restlose Erfüllung des ihm vergönnten Menschentums, dessen Arbeit dem Diesseits gehört. Die Traditionslosigkeit der Großstadt, die in ihren wesentlichen Teilen jüngeren Ursprungs ist und Erinnerungen an die Vergangenheit rasch erlöschen läßt, verschüttet nur zu schnell den Weg, der zu dem gegenwärtigen Zustand geführt hat; die Verschiedenheit der Lebensanschauungen zwischen dem Ahnen, der vor 100 oder auch 80 Jahren lebte, und seinem heutigen Nachfahren sind so gewaltig und der Zusammenhang so mühsam erkennbar, daß dem vielbeschäftigten Menschen der Gegenwart die Zeit fehlt, darnach zu suchen.

Und allen diesen Strömungen zum Trotz wird der Wunsch immer lebendiger, das Wissen um die Vorfahren, um das Weiterströmen des eigenen Blutes von Geschlecht zu Geschlecht zu vermehren. Es sind wohl zunächst mehr bevölkerungspolitische Betrachtungen gewesen, die zum Nachdenken anregten. Schon früh fühlte der Einzelne, daß die moderne Großstadt die eigene Kraft, wie die der um ihn lebenden Menschen, rasch verbraucht; und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts begann die Aufmerksamkeit auf die stark fallende Geburtenzahl einzelner Länder der europäischen Hochzivilisation gelenkt zu werden. Man fing an sich zu besinnen, auf welche Weise dieses Nachlassen der Volkskraft zu erklären sei, und unwillkürlich blieb die nachdenkliche Betrachtung an dem Schicksal der eigenen Familie, an den Eltern und deren Vorfahren haften. Dabei geschah es, daß in einem solchen Zusammenhang auch der Einzelne eine andere Stellung einnahm als man bisher bemerkt hatte: es kam die Erkenntnis, daß der Mensch nichts für sich Alleinstehendes, Einmaliges ist, sondern daß er ein Glied in der unendlichen Blutskette darstellt, die der Vorfahre auf den Nachkommen vererbt. Aus solcher Folgerung heraus entstanden dann allmählich jene Rassen-theorien, wie sie Gobineau, nach ihm Chamberlain und Günther aufstellten, durch die man in die unübersichtbare Mannigfaltigkeit eine bestimmte Ordnung bringen wollte. Alle diese Theorien mußten aber Mutmaßungen bleiben, solange nicht an konkreten, nachgeprüften Beispielen vorhandene Eigenschaften und Anlagen ähnlicher Art in fortlaufender Reihe festgestellt werden konnten; denn nur in diesem Falle durfte man hoffen, von Mutmaßungen allmählich zu wissenschaftlichen Ergebnissen zu kommen. Hier nun setzte die Familienforschung ein. Erinnerungen, Anlagen und Eindrücke des einzelnen Menschen konnten nun



daraufhin beobachtet werden, wie weit sie wenigstens von den Eltern ererbt oder erworben waren; der Vater wiederum kann bei seinem heranwachsenden Kind in Gestalt und Fühlen feststellen, was sich überträgt und was nicht. Solche Betrachtungen, die jeder unwillkürlich aufstellte, reizten zur Ausdehnung der Studien; die Naturwissenschaft, durch Darwin zu solchen Forschungen angeregt, griff sie auf, und der katholische Priester Mendel stellte in unermüdlichen Versuchen gewisse Richtlinien für Vererbungs- und Entwicklungslehre der Pflanzen fest, an deren Verwendbarkeit für den Menschen die Wissenschaft heute arbeitet. Schon sind große Auswirkungen auch für das praktische Leben daraus erwachsen: die Einwandererauslese und die Prohibitionsbewegung in den Vereinigten Staaten gehen auf die Anschauung zurück, daß Eigenschaften vererblich sind und daß Laster, die sich in der Zukunft auswirken, mit allen Mitteln bekämpft werden müssen.

Aber, wie gesagt, eine der wichtigsten Grundlagen für alle diese Untersuchungen bleibt zunächst doch die Familienforschung, die aber nicht nur für diese wissenschaftlichen Zwecke in Frage kommt, sondern weit darüber hinaus eine große ethische Aufgabe zu erfüllen hat. Diese läßt sich dahin umschreiben, daß sie eines der wirkungsvollsten Bindemittel innerhalb des Volkstums ist, die heute zur Verfügung stehen. Das Volk, das in sich durch soziale und weltanschauliche Klüfte geschieden ist, kann in dem Gefühl der Familienverbundenheit und Blutsverwandtschaft ein neues Band finden, um seine innere Zusammengehörigkeit zu fühlen. Der Reiche und Arme, die sich sozusagen nackt, ohne alle Außersichheit, nur im Sinne von einer Verbindung von Leben und Tod, gegenüberstehen, finden eine neue Brücke, zueinander zu kommen, abseits allen Stolzes und aller Verhegung. Die Betrachtung des Schicksals der Geschlechter lehrt fast immer, daß Aufstieg und Abstieg, meist in organischer Folge, wechseln: der Arme braucht nie zu verzweifeln, wenn er sieht, daß seine Tüchtigkeit, auch im kleinsten Kreise und ohne große, ihm zufallende Erfolge, den Aufstieg seiner Nachkommen fördert — und der mit Glücksgütern reicher Gesegnete wird sich bewußt, daß nicht die äußeren Umstände, sondern die innere Tüchtigkeit entscheidend sind für das Los der Kinder und Kindeskinde. Darüber hinaus aber verbindet ein solches Gefühl gemeinsamer Abstammung und blutmäßiger Verbundenheit nicht nur die Glieder eines Volkes, sondern auch die verschiedenen Völker. Vielleicht darf von solchen Auswirkungen ein Beispiel angeführt werden. Ein ungarischer Graf, der während des ganzen Krieges stets franzosenfreundlich gewesen war und diese Gesinnung unter anderem auch aus einer vermeintlichen Verwandtschaft mit jenem Volke ableitete, stieß bei Nachforschungen darüber auf die Tatsache, daß seine Familie einst aus Deutschland nach Ungarn gekommen war und seine Blutsverwandten dort saßen. Eine große Veränderung ging in ihm vor: er legte sich in seinen Äußerungen über unser Vaterland größere Zurückhaltung auf und versuchte dem Lande, mit dessen Volk ihn Blutsbände verknüpften, gute Seiten abzugewinnen, denn er fühlte, daß jedes böse Wort auf ihn selbst zurückfiel.

Wenn somit die Familienforschung in hervorragender Weise dazu dient, neue Bindungen fester und dauernder Art zu schaffen, so leuchtet ein, daß sie unbedingt in den Dienst der großen Sache gestellt werden muß, die heute eine der großen Schicksalsfragen des deutschen Volkes ist: nämlich des Auslandsdeutschtums. Es ist das Verdienst des Dichters Ludwig Jindl, diese Zusammenhänge als einer der ersten erkannt und sich dafür eingesetzt zu haben (siehe sein

„Bruder Deutscher“ u. a.). In dieser Schrift wird die Wichtigkeit der Ahnenforschung nach ihrer gefühlsmäßigen wie wissenschaftlichen Bedeutung treffend gewürdigt.

So wie die Stätten, wo der Mensch die ersten Tage seiner Jugend und seiner Entwicklung, das Spiel des Kindes und das Erwachen zur Erkenntnis seines menschlichen Daseins erlebt hat, ihm immer teuer und heilig sind, so blicken auch die Auslandsdeutschen mit besonderer Vorliebe zurück auf die Landschaft, die Ortschaft, die Kirche und die Häuser, die einst sie selbst und ihre Vorfahren beherbergt haben. Jährlich kommen viele Tausende solcher nachdenklichen Besucher wieder in die Heimat, um ein Stück Erinnerung in das neue Leben jenseits der Grenzen hinauszunehmen. Was es aber für diese Leute bedeutet, nicht nur die Ortschaft wiederzusehen, sondern sich auch menschlich unter den Anwohnern sogleich wieder einzufühlen, das kann nur der recht ermessen, der einmal Zeuge eines solchen Wiedersehens gewesen ist. Gegenüber diesen Eindrücken verblaßt alles, was an Druckwerk und Vortrag zur Herstellung einer engeren Verbindung zwischen der Heimat und den Deutschen draußen gesagt und geschrieben wird. Man fühlt den Zusammenhang des Blutes, und die Verbindung reißt nicht wieder; aus einer nur theoretischen Begeisterung wird inniges Mitgefühl, wenn Verwandter zu Verwandtem über die Lebensschicksale der Familien plaudert. Oft führen solche Bekanntschaften dann zu Besuchen hin und her; wenn man weiß, daß in der Fremde Haus und Heim dem Reisenden offen stehen, entschließt sich der Einzelne viel leichter zu einer weiten Reise und schon viele Kinder Blutsverwandter haben in den deutschen Nachfahren draußen sich stärken können. Aber Voraussetzung dazu ist, daß man voneinander weiß, und vor allem den Geistlichen aller Bekenntnisse bietet sich hier eine auch meist gern ergriffene Aufgabe, nicht nur den Familiensinn und die Bande der Blutsverwandtschaft, die so tief im religiösen Leben verankert sind, zu festigen, sondern darüber hinaus auch an der großen Aufgabe der engeren Verknüpfung zwischen der Heimat und den in der weiten Welt verstreuten Volksgenossen mitzuarbeiten. Darum sei auch an dieser Stelle an die Seelsorger die herzlichste Bitte gerichtet, Anfragen über Familiengeschichte recht wohlwollend entgegenzukommen und sich diese oft mühsame Arbeit nicht verdrießen zu lassen; denn das Nachsuchen in den Kirchenbüchern bleibt ja zunächst das A und O jeder familiengeschichtlichen Betätigung.

Auch die wissenschaftliche Mitarbeit der Familienforschung für das Auslandsdeutschtum ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Erst seit dem Kriege fängt dieser junge Zweig unserer gelehrten Arbeit ja überhaupt zu blühen an. Noch tasten wir auf diesem Gebiet, und überall macht sich das Fehlen der Vorarbeit schmerzlich fühlbar. Wenn wir heute über die gegenwärtige Lage einigermaßen gut im Bilde sind, so fehlen uns für die Vergangenheit noch ganz die Sonderuntersuchungen, die für eine Entwicklungsgeschichte des Auslandsdeutschtums unbedingt notwendig sind. Und hier können Ergebnisse nur erzielt werden, wenn wir dem einzelnen Menschen nachgehen, wenn wir seine Geschichte in den früheren Jahrhunderten verfolgen und in jedem Einzelfalle zu ergründen versuchen, warum er das Vaterland verließ, welche Gründe politischer, religiöser, wirtschaftlicher Natur ihn dazu bewogen. Die amtlichen Älten besagen darüber meist recht wenig, während in Familienbriefen, in der mündlichen Überlieferung sich die wertvollsten Quellen erschließen lassen. Man darf zu diesem Zwecke natürlich nicht bei der Auffindung des Stammbaumes

in den Kirchenbüchern stehen bleiben, sondern muß viel tiefer gehen. Es sei dem Schreiber dieses erlaubt, auf einen persönlichen Fall zurückzugreifen. Verwandte meines Vaters tauchen um 1820 auf einmal in größerer Zahl in Rußland auf, anscheinend ohne besonderen Anlaß. Nun gelang es festzustellen, daß ein Vorfahre im deutschen Kontingent unter Napoleon 1812 mit nach Rußland gezogen war und nicht zurückkehrte. Allerhand russische Kleinigkeiten, die sich im Familienbesitz befanden, deuteten aber darauf hin, daß er nicht umkam, sondern sich draußen eine neue Heimat schuf, und durch vieles Umherfragen gelang es dann festzustellen, daß er in Rußland geblieben war, vom Norden nach der Arim übersiedelte und dorthin seine Anverwandten nachzog. Wie fesselnd verschlingt sich so das Schicksal des Einzelnen mit den großen Begebenheiten der Zeit und des ganzen Volkes! Wer heute die Auswanderung ständig verfolgt, der weiß, daß mindestens die Hälfte aller derer, die hinausgehen, von Verwandten nachgezogen wird, und daß diese Art der Auswanderung die beste und sicherste ist, weil der Neuankommeling im fremden Land sogleich bei seinen Anverwandten Schutz und Schirm findet und er der Ausbeutung durch Fremde weit weniger ausgesetzt ist. Das Einwanderungssystem der Vereinigten Staaten mit seiner Bürgerschaftstellung ist geradezu hierauf eingestellt; denn der Verwandte wird dem Verwandten viel eher trauen als dem Fremden. Ein weiterer Ausbau dieser Beziehungen wird unseren Auswanderern ihr Los wesentlich erleichtern, dazu gehört aber natürlich, daß diese Familienbeziehungen möglichst eng bleiben, wobei die Anteilnahme an dem Ergehen der Familie ein besonders wirkungsvolles Mittel bietet.

Wenn wir nun unter diesem Gesichtspunkt prüfen, wie es mit den für solche Untersuchungen dringend nötigen Unterlagen der verschiedensten Art bestellt ist, so stoßen wir leider auf gewaltige Lücken. Eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte auslandsdeutscher Familien ist natürlich der Briefwechsel mit der Heimat. Man darf behaupten, daß eine gewaltige Fundgrube für die Soziologie des Auslandsdeutschtums in diesen Briefen steckt, der bisher von keiner Seite genügende Beachtung geschenkt worden ist. In den vertrauten Briefen an Eltern und Verwandte schlägt sich der unmittelbare Eindruck der neuen Ereignisse am lebendigsten und unmittelbarsten nieder: keine anderen Rücksichten als die eigene Empfindung führen dem Menschen in solchen Stunden die Feder; nehmen wir hinzu, daß in früheren Zeiten der Brief ein gepflegtes Ausdrucksmittel war, der in vielen Fällen, besonders bei Nachrichten über das Ausland, die Zeitung und das Buch ersetzte, so ist schon damit angedeutet, welch wichtiges Quellenmaterial ersten Ranges in diesen Briefen für die Familienkunde und die Wissenschaft vom Auslandsdeutschtum steckt. Und durch die Erfahrung wird diese Vermutung durchaus bestätigt: die wichtigsten Urkunden über das Ergehen der ersten deutschen Auswanderung beispielsweise nach Chile verdanken wir solchen Briefzusammenstellungen. Aber, leider, eine wie seltene Ausnahme ist es, wenn diese wichtigen Urkunden einmal pfleglich behandelt werden! Meistens werden beim Tode eines Verwandten die Briefe verbrannt oder weggeworfen, nur selten werden sie achtlos in irgend einen vergessenen Koffer auf der Bodenkammer gesteckt und verkommen, wenn nicht ein neugieriger Junge einmal beim Sammeln alter Briefmarken einen Zufallsfund macht! Wer sich einmal bemüht hat, auch nur dem Briefwechsel bekannter Reisender früherer Zeiten nachzugehen, wird diese Schwierigkeiten zu würdigen wissen!

Es ist notwendig, daß hier ein Wandel eintritt und daß in jeder Familie alle die Briefe, die vom Auslande, insbesondere aus

den früheren Zeiten, vor 1870, eingelaufen sind, als wertvolles Stück der Familientradition nicht nur aufgehoben, sondern auch den berufenen Stellen (Deutsches Auslands-Institut, Stuttgart, Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte in Leipzig, den familiengeschichtlichen Vereinen usw.) zur Prüfung vorgelegt werden, ob sie der Wissenschaft dienen können. Denn nur durch eine großzügige Erschließung dieser Quellen können die Unterlagen für eine gründliche Erforschung des Auslandsdeutschtums geschaffen werden!

Leider aber ist auch von behördlicher Seite sehr wenig geschehen, um die Auswanderungsakten, welche doch die Grundlage der familiengeschichtlichen Bestrebungen bilden, sicherzustellen. Neulich ist bekannt geworden, daß bis 1907 in Bremen die Auswanderungsakten eingestampft und vernichtet worden sind! Vergewärtigt man sich nun, daß bei dem großen Brande des Hamburger Rathauses 1842 das gesamte Staatsarchiv in Flammen aufging und auch da unersetzliches Material verloren ging, so kann man ermaßen, welche Lücken gerade auf dem so wichtigen Gebiet der deutschen Auswanderungsgeschichte klaffen, und wie notwendig es ist, daß von Seiten der Archivverwaltungen größere Sorgfalt auf diese Dinge verwandt wird. In Württemberg ist durch einen Erlaß das Einstampfen der älteren Auswanderungsakten seit Anfang 1927 eingestellt worden, und es wäre dringend notwendig, wenn diese Maßnahme auf alle deutschen Archive ausgedehnt würde. Zunächst einmal müßte eine Bestandsaufnahme erfolgen, was überhaupt an derartigen Akten noch vorhanden ist, damit der Einzelne, der Familienforschung treibt, ebenso wie die wissenschaftlichen Institute wissen, wohin sie sich überhaupt zu wenden haben, um entsprechende Aufklärung zu erhalten.

Gar oft muß derjenige, der die Unterhaltung auf diese Dinge lenkt, hören: Ach, dazu haben wir keine Zeit, es gibt heute viel wichtigere Dinge, als in diesen alten Papieren und Akten herumzustöbern, ohne die Gewähr zu haben, auch Wertvolles zu finden! Demgegenüber darf vielleicht hervorgehoben werden, daß solche liebevollen Darstellungen der Vergangenheit, die auf persönliche Quellen aus Familienbesitz zurückgehen, heute in Deutschland einen weiten Leserkreis finden. Wir denken dabei an Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die, aus tausenden solcher Einzelbilder zusammengesetzt, ein geschichtlicher Bildungsfaktor von größter Bedeutung, vor allem für die heranwachsende Jugend, geworden sind.

Denn alle Geschichte setzt sich aus dem Erleben des einzelnen Menschen zusammen; nur in ihm können wir die Antriebe und geistigen Bewegungen eines Zeitalters feststellen. Und durch die Familie wird der Einzelne zum Volk. Wenn dies schon in der Heimat zutrifft, wo uns noch andere Erkenntnisquellen, besonders in der Literatur, zur Verfügung stehen, aus denen wir wieder rückfolgernd vom Wesen und Denken des Volkes auf den Einzelnen Schlüsse ziehen können, um wie viel mehr sind wir erst bei der Geschichte des Auslandsdeutschtums darauf angewiesen, wo vielfach — man denke nur an landwirtschaftliche Gebiete, wie das von 700 000 Deutschen bewohnte Banat — solche literarischen Hilfen ganz versagen und wir der Vergangenheit oft ratlos gegenüberstehen würden, wenn nicht die in der Familie fortlebende Überlieferung in Wort und Schrift uns einen Blick in die Vergangenheit tun ließe! Und das Schöne und Versöhnende dieser Arbeit an der Familienforschung ist doch eben, daß alle, der Einfachste und der Gebildetste, der Lohnarbeiter und der Vermögende,

mit gleicher Liebe daran teilnehmen können. So ist es besonders auch bei der auslanddeutschen Familienforschung. Zahlreiche Nachkommen von Auswanderern, denen das Vaterland nicht genügend Raum und Brot zu bieten vermochte, können berichten, wie sie beides aus eigener Kraft errungen haben; andere Abkommen solcher Deutscher, die einst eines Fehltritts wegen die Heimat verlassen mußten, dürfen mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß durch rastlose Arbeit und unermüdlichen Fleiß von mehreren Geschlechtern das Vergangene gesühnt ist und der Nachkomme in angesehener und geachteter Stellung dasteht; viele endlich, deren Eltern einst aus idealen Gründen hinausgezogen, können durch die Familienforschung aufzeigen, daß sie treu zum Deutschtum ihrer Väter standen und stehen. Und jeder Heimatdeutsche mag beim Nachdenken über die Angehörigen seiner Familie, die ins Ausland gegangen sind, erst das richtige Verständnis dafür gewonnen, welche Unmenge tüchtigen deutschen Blutes an der Entwicklung fremder Länder in Freud und Leid mitgearbeitet hat. Dies wird ihn mit berechtigtem Stolz darauf erfüllen, Deutscher zu sein und einem Volk anzugehören, das den besten aller Zeiten ebenbürtig ist.

## Die Wirkung der Umwelt auf die Körperhöhe.

Von Dr. med. Hans Schomburg, Bremen.

In dem vor kurzem erschienenen Werke der staatlichen Rassenbiologischen Forschungsanstalt zu Upsala, das die Resultate von 47387 untersuchten Wehrpflichtigen in Schweden aus den Jahrgängen 1922 und 1923 enthält, ist nachgewiesen, daß die durchschnittliche Körperhöhe seit 1902 um 13 mm zugenommen hat. Da während des betreffenden Zeitabschnittes in diesem Lande eine wesentliche Rassenverschiebung nicht stattgefunden hat, muß die Zunahme der Körperhöhe vorwiegend Einwirkungen der Umwelt zugeschrieben werden. Mit Rücksicht darauf, daß auch in anderen Ländern von gleicher Kulturhöhe und ähnlicher günstiger wirtschaftlicher Lage, wie in Holland und Nordamerika, eine Steigerung des Höhenwachstums in der letzten Zeit beobachtet wurde, liegt es nahe, anzunehmen, daß dabei solche Umweltbedingungen von ursächlicher Bedeutung sind, die sich als Folge neuzeitlicher Entwicklung bei weiten Volkschichten in der individuellen Lebensweise auswirken. Unter diesen dürfte neben einer praktischen Anwendung neuerer hygienischer Anschauungen dem Ernährungsfaktor deswegen eine besondere Stellung zukommen, da die Wachstumsvorgänge offenbar in Abhängigkeit von der Art der Nahrung gewisse Schwankungen im Rahmen der erbblidlichen Anlage aufweisen. Es ist anzunehmen, daß eine solche Einwirkung vornehmlich von lebenswichtigen Stoffen ausgeht, die wie die Eiweißverbindungen und Vitamine für den Aufbau des organischen Gefüges in erster Linie unentbehrlich und unersetzbar sind. Dafür, daß ein allgemeiner Mangel an notwendigen Nahrungsmitteln das Größenwachstum des sich entwickelnden Körpers beschränkt, haben in tragischer Weise die Hungerblockade und ihre Folgen in Deutschland deutliche Beweise erbracht. Wer während dieser Zeit erheblichen Nahrungsmangels Gelegenheit hatte, die Verhältnisse bei dem heranwachsenden Geschlecht zu verfolgen, mußte den Eindruck gewinnen, daß auf den kindlichen Entwicklungsstufen im allgemeinen zäh an dem durch die Erbanlagen vorgeschriebenen Bauplan, wenn auch

auf Kosten funktioneller Leistungsfähigkeit der Organe und unter Aufbrauch der Reservestoffe festgehalten wurde, daß hingegen zu Zeiten physiologisch gesteigerten Wachstums an Baumaterial vornehmlich durch Verzögerung in der Größenentwicklung gespart wurde. Mit dem Nachlassen der Lebensmittelnappheit konnte bei dem im Wuchs zurückgebliebenen Jugendlichen vielfach ein über das normale Maß gesteigertes Wachstum beobachtet werden, durch das die Beschränkung der Körperhöhe oft weitgehend wieder ausgeglichen wurde, vorausgesetzt, daß der Abschluß der natürlichen Entwicklung noch nicht erreicht war. In Anbetracht dieser nachträglichen Wiederherstellung bedarf die Anschauung, die man sich nach den zahlreichen Statistiken aus jener Zeit von der Ausdehnung der verkümmerten Formen im Erscheinungsabilde unseres Volkes zu machen geneigt ist, einer Berichtigung nach der günstigen Seite hin. Immerhin dürfte die Zahl derjenigen, die infolge der Lebensmittelnot eine Einbuße an der ihnen nach den Erbanlagen zukommenden Körperhöhe erlitten haben, besonders in den großen Städten und industriellen Gegenden, recht erheblich sein, so daß dieser Umstand bei späteren vergleichenden Statistiken als ein beachtenswerter Faktor in Rechnung gestellt werden muß.

Noch in einer anderen Richtung bieten die Ergebnisse der umfassenden anthropologischen Untersuchungen in Schweden Gelegenheit zu einer kritischen Betrachtung der Zusammenhänge zwischen Umwelt und Körperhöhe. Sie lassen erkennen, daß die oberen Stände die größten Werte in bezug auf dieses Maß aufweisen, denen der Bauernstand und zuletzt die unteren Stände nachfolgen. Da der hohe Wuchs ein typisches Rassenmerkmal der in Schweden weit verbreiteten nordischen Rasse ist, liegt die Vermutung nahe, daß die überragende Körperhöhe der führenden Schichten vornehmlich durch Auslesevorgänge erklärt werden könnte. Damit steht die Beobachtung nicht im Einklang, daß nach den festgestellten anthropologischen Merkmalen die nordische Rasse dort im Bauernstand relativ am stärksten vertreten ist, während die oberen Gesellschaftskreise zum Teil infolge der politischen Entwicklung dieses Landes viele Familien aus den benachbarten europäischen Ländern und damit andersartige Rassenbestandteile aufgenommen haben. Daraus ist zu schließen, daß die unterschiedliche Körperhöhe der betreffenden Stände nicht etwa einseitig durch Rassenanlagen bedingt ist, sondern im hohen Maße dem Einfluß von Umweltbedingungen zuzuschreiben ist. In dem verwickelten Zusammenspiel der äußeren Faktoren scheint schwere körperliche Arbeit während der Entwicklungsjahre, die in den oberen Ständen seltener vorkommt, einen hemmenden Einfluß auf das Höhenwachstum auszuüben. Doch ist dabei zu beachten, daß schon im jugendlichen Alter Unterschiede in der Körperhöhe je nach der sozialen Umwelt nachzuweisen sind. Mit dieser bekannten Erscheinung stimmen auch Untersuchungen überein, die ich im Jahre 1915 und 1919 an jedesmal 300 Kindern beiderlei Geschlechts im Beginn des schulpflichtigen Alters durchgeführt habe. In beiden Jahrgängen gehörte die eine Hälfte dem Mittelstande unter Ausschluß der oberen Gesellschaftsklassen, die andere den unteren Ständen an. Die Erhebungen ergaben für das Jahr 1915 bei beiden Geschlechtern einen Unterschied der durchschnittlichen Körperhöhe von etwa 2 cm zugunsten der sozial besser gestellten Kreise, die im Jahre 1919 nach Einwirkung der Hungerblockade bei dem männlichen Geschlecht sogar auf etwa 5 cm stieg, indem die aus den unteren Ständen stammenden Knaben den durchschnittlichen Friedenswert der Körperhöhe nicht mehr erreichten, der von den übrigen Kindern auf dieser Stufe geringen

physiologischen Wachstums noch behauptet wurde. Zur Entscheidung der Frage, inwieweit dieser Unterschied etwa auf eine verschiedene Rassenzusammensetzung der beiden Volksschichten zurückgeführt werden könnte, wurden die 300 Kinder aus dem Jahre 1919 je nach der Farbe der Augen und Haare in Gruppen geteilt, und diese wechselseitig in bezug auf das Höhenmaß miteinander verglichen. Es zeigte sich dabei, daß die durchschnittliche Körperhöhe sowohl der hellen als auch der dunklen Typen im Bereiche einer jeden der beiden sozialen Schichten annähernd die gleiche war, und demnach die hellfarbigen wie die dunkelfarbigen Kinder aus den mittleren Ständen in gleichem Maße die entsprechenden Kinder aus den unteren Ständen an Größe übertrafen. Daraus kann geschlossen werden, daß die je nach den Rassenanlagen unterschiedlichen Werte der Körperhöhe bei vollendetem Wachstum auf dieser jugendlichen Stufe noch nicht entsprechend vorgezeichnet sind, und daß demnach auch für eine vergleichende Betrachtung nach dieser Richtung die Tatsache eines geringen Abwiegens der hellen Farben in den mittleren Schichten von keiner wesentlichen Bedeutung sein kann. Doch andererseits geht aus solchem Verhalten hervor, daß die Art der sozialen Umwelt auf dieser Stufe einen meßbaren Unterschied im Höhenwachstum bedingt hat. Es ist anzunehmen, daß der Unterschied in der Größe nicht der einzige Ausdruck äußerer Einwirkung ist, sondern daß auch andersartige geringe Verschiedenheiten in den Wachstumsverhältnissen darauf beruhen, die einer Erkenntnis schwer zugänglich sind.

Bei der Betrachtung der Wirkungsweise der Umweltbedingungen auf das Wachstum des Organismus ist davon auszugehen, daß die dabei in Erscheinung tretenden Kräfte nicht mit den in der erbbedingten Entwicklung waltenden in Parallele gestellt werden, sondern daß sie gleichsam nur die Umrisse eines fest bestimmten Bauplanes nach mancher Seite hin erweitern oder beschränken können, indem sie anregend oder hemmend eingreifen. Der Weg dabei führt offenbar vorzugsweise über die Drüsen mit innerer Sekretion, an deren bestimmte harmonische Wechselbeziehungen das normale Wachstum gebunden ist und deren Veränderung in bezug auf einzelne Funktionen unter Umständen zu einer Störung des Wuchses führen kann. Die Zusammenhänge treten deutlich bei gewissen dieses Gebiet betreffenden Krankheitszuständen in die Erscheinung, so bei einer vielfach zu einer Beschränkung des Höhenwachstums führenden bestimmten Form des Kropfes, der, wenn auch die Entstehung in Einzelheiten noch umstritten ist, doch wohl zweifellos durch in der Umwelt liegende Ursachen bedingt ist. In anderer Weise, und zwar durch anormales Wachstum der Knochen, erfolgt bekanntlich eine Verminderung der Körperhöhe bei der endlichen Krankheit, für deren Entstehung ebenfalls Umweltbedingungen von ausschlaggebender Bedeutung sind. In Anbetracht des oft sehr verbreiteten und an bestimmte Landschaften gebundenen Vorkommens der erwähnten Krankheiten ist es ersichtlich, daß unter Umständen infolgedessen die durchschnittlichen Körpermaße einer Bevölkerungsgruppe verändert werden und insbesondere die Körperhöhe eine Verringerung erfahren kann. Andererseits darf die weitgehende Heilungsmöglichkeit, die diesen mehr erogenen Krankheiten im Gegensatz zu den erblich bedingten krankhaften Veränderungen unter der Wirkung neuerer Mittel zukommt, mit zur Erklärung der in manchen Gegenden während der letzten Jahrzehnte erfolgten Steigerung der Körperhöhe herangezogen werden. Aus der Betrachtung solcher pathologischen Vorgänge sind manche Aufschlüsse über die Art und Weise zu gewinnen, wie im einzelnen die Einwirkung der Umwelt



auf das Wachstum unter normalen Verhältnissen vor sich gehen mag, bei denen von vornherein mit einer geringeren Schwankungsbreite in der Körperhöhe zu rechnen ist.

Derjenige, der bei der Untersuchung körperlicher Merkmale auf diese Verhältnisse achtet, wird in einer Gegend wie etwa Nordwestdeutschland, das bei einer in seiner Rassengrundlage nicht sehr verschiedenen Bevölkerung tiefe Gegensätze in bezug auf den landschaftlichen Charakter aufweist, wo dürre Heide mit fruchtbarer Marsch abwechselt, deutliche Unterschiede im Wuchs vornehmlich auch in der Körperhöhe entdecken, die durch ihr Gebundensein an eine bestimmte Bodenart auf ursächliche Beziehungen zu der Umwelt hinweisen. Bei dem Mangel an statistischen Erhebungen über die Körperhöhe, die nach solchen Richtlinien angelegt sind, müssen gelegentliche Beobachtungen und Schätzungen einen genauen Nachweis ersetzen. Aus meiner Erfahrung erwähne ich das Bild eines Trachtensfestes in einem Heidedorfe, bei dem der Gegensatz der an ihrer bunten Kleidung erkennbaren, durchweg kleinen bodenständigen Bevölkerung gegenüber den hohen, zu einem großen Teile aus den benachbarten fruchtbaren Niederungen herbeigekommenen Zuschauern deutlich hervortrat. Natürlich sind solche Unterschiede in den Wachstumsverhältnissen nicht etwa ausschließlich auf die unmittelbare Wirkung der gegenwärtigen Umwelt zurückzuführen, sondern sind in erheblichem Maße die Folge von Auslesevorgängen, bei denen allerdings auch wieder Umweltbedingungen wegen ihrer wichtigen Beziehung zu der erbologischen Entwicklung von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhange sei auf die Auswanderung nach Nordamerika hingewiesen, die in den wenig ertragsreichen, Heide und Moor umfassenden Gegenden Nordwestdeutschlands gerade während der letzten Jahre erschreckend zugenommen hat und, da sie vielfach eine Auswahl der tüchtigsten unter den einheimischen Elementen darstellt, als eine ernste Gefahr für unser Volkstum anzusehen ist.

Im Rahmen der vorstehenden Ausführungen dürfte eine Erklärung für die in Schweden auf Grund großer Zahlen festgestellte Steigerung der Körperhöhe darin gegeben sein, daß infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges dieses Landes die Besserung der Ernährungsverhältnisse, vielleicht auch in Verbindung mit einem gewissen Ausgleich der sozialen Struktur, sowie die Vorteile einer mehr hygienischen Lebensweise weiten Volksschichten zugute gekommen sind und dadurch für viele Individuen sehr günstige Bedingungen der körperlichen Entwicklung geschaffen sind, unter denen die von der Umwelt abhängige Schwankungsbreite im Höhenwachstum allgemein etwas verringert und nach oben verschoben ist. Bei einer solchen Auffassung dürfte aus naheliegenden Gründen auch für Deutschland eine Tendenz zu einer Steigerung der Körperhöhe anzunehmen sein. Doch ist ein Beweis dafür schon wegen der Folgen der Hungersblockade und des Mangels an umfassenden statistischen Erhebungen vorläufig nicht zu erbringen.



# Rassenverhältnisse an einer Berliner Realschule.

Von Studienrat Dr. Martin Löpeltmann, Berlin.

Die Rassenverschiebung in einer Großstadt wie Berlin zu beachten, ist eine Aufgabe, die nicht nur einen gewissen wissenschaftlichen Reiz ausübt, sondern die auch nach mancher andern Richtung hin Aufmerksamkeit beanspruchen dürfte. Wie sich das jetzt heranwachsende Geschlecht in dieser Hinsicht verhält, mag ein kleiner Ausschnitt lehren, der, so winzig er ist, als Beitrag zur Rassenkunde willkommen sein kann.

Die folgenden tatsächlichen Angaben wurden bei einer Untersuchung von 122 Schülern der Fichte-Realschule in Berlin-Schöneberg gewonnen. Die Jungen entstammten überwiegend dem mittleren und besonders dem unteren Mittelstand. Dabei ist vorauszuschicken, daß die Feststellungen nur solcher Merkmale hier verwertet wurden, die für die Bestimmung der Rasse bzw. der Rassenmischung die wichtigsten Anhaltspunkte liefern, daß die Schüler 11—15 Jahre alt waren, und daß die Ergebnisse, soweit sie Verhältnisse des noch im Wachstum befindlichen jugendlichen Körpers betreffen, nach Altersklassen besonders gegeben werden mußten. Eine Zusammenfassung ist dennoch als Endergebnis möglich.

Die folgende Tabelle möge zunächst einen Überblick geben.

Jahre alt	Anzahl	Schädel			Gesicht			Körpergröße <sup>1)</sup>			Handlänge <sup>2)</sup>			Mittelfinger		
		lang	mittel	kurz	schmal	mittel	breit	höchst	mindest	mittel	höchst	mindest	mittel	höchst	mindest	mittel
11	24	5	6	13	6	11	7	1610	1310	1432	168	128	145	101	81	87
12	29	—	7	22	10	16	3	1650	1350	1459	169	132	149	100	80,5	91
13	23	2	5	16	9	9	5	1700	1410	1512	188,5	135	156	116	80	94
14	24	5	7	12	9	9	6	1750	1395	1548	186,5	142	163,9	108	83	96,9
15	22	3	5	14	10	8	4	1810	1560	1693	190	155	172	112	87,5	103,6
Zusammen:	122	15	30	77	44	53	25	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Hierzu sei bemerkt, daß ich die Handlänge und Mittelfingerlänge als Rassenmerkmal nicht unberücksichtigt lassen wollte. Für das Verhältnis der Handlänge zur Körpergröße ergaben sich folgende Mittelwerte: bei den Elfjährigen 9,84; den Zwölfjährigen 9,79; den Dreizehnjährigen 9,69; den Vierzehnjährigen 9,44; den Fünfzehnjährigen 9,84. Die Hand des Jugendlichen ist also im Verhältnis kürzer als die des Erwachsenen. Für das Verhältnis des Mittelfingers zur Handlänge fanden sich diese Mittelwerte: bei den Elfjährigen 1,67; bei den Zwölfjährigen 1,63; bei den Dreizehnjährigen 1,66; den Vierzehnjährigen 1,69; den Fünfzehnjährigen 1,66. Das Verhältnis bleibt also ziemlich dasselbe.

Die Körpergröße zeigt eine durchschnittliche Variationsbreite von 50 cm, und zwar in allen Altersstufen. Der Durchschnitt neigt zur Großwüchsigkeit.

<sup>1)</sup> Die Maßzahlen verstehen sich in Millimetern.

<sup>2)</sup> Gemessen über den Handrücken bis zur Spitze des Mittelfingers.

Bezüglich der Farbe der Haare und der Regenbogenhaut wurde folgendes festgestellt:

	hellblau	blau	blau- grau	hell- grau	grau	grau- grün	blau mit gelb oder braun	hell- braun	braun	dunkel- braun	Zusammen n.b. Haarfarbe
hellblond . . . .	3	1	—	2	1	2	2	—	1	—	12
blond . . . . .	10	12	3	—	—	2	5	2	1	—	35
dunkelblond . . . .	3	8	5	1	2	4	7	—	—	4	34
rotblond . . . . .	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2
roströt . . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
rotbraun . . . . .	—	1	—	—	—	—	1	1	—	—	3
hellbraun . . . . .	1	—	—	1	1	1	4	—	1	3	12
braun . . . . .	1	—	—	—	1	1	2	1	1	5	12
dunkelbraun . . . .	—	—	—	—	—	1	2	4	—	2	9
schwarzbraun . . . .	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	2
Zusammen nach der Augenfarbe . . . .	19	23	8	4	5	11	24	8	5	15	122

Die Beschaffenheit der Haare war bei den Blondenen oder vorwiegend Blondenen gewöhnlich schlicht; von den insgesamt 24 Schülern dieser Haarfarbe hatten jedoch 24 welliges, 1 lockiges Haar. Bei den Brünetten (insgesamt 38) fand sich bei 12 Schülern welliges Haar (darunter 1 Jude); 6 hatten lockiges Haar (darunter 1 Jude) und 3 straffes Haar; die übrigen waren schlichthaarig.

Die Form der Nase ist bei Jugendlichen noch nicht scharf ausgeprägt. Immerhin kann man behaupten, daß bei den Untersuchten die gerade Form vorherrschend war. Indessen hatten bei den Blondenen eine gerade, aber flache Nase: 3; eine aufgeworfene Spitze: 21, davon 3 auch noch flache Nasenbeine; eine unverkennbare Sattelnase: 7; eine leicht nach unten gebogene Spitze: 3. Bei den Brünetten war die Nase gerade, aber flach bei einem; leicht gesattelt bei 11; stark gesattelt bei 2; gebogen bei 6 (darunter 2 Juden). Es zeigten somit eine gerade Nase bei den Blondenen: 50; bei den Brünetten nur 13.

Die Rassenverhältnisse lassen sich weiter im einzelnen deutlicher erkennen, wenn wir nach Schädel- und Gesichtsindeces folgende neun Gruppen aufstellen:

1. Langschädelig und schmalgesichtig. Blond und helläugig 2, dunkeläugig 1; alle drei unter Normalgröße. Ein helläugiger kurzstämmiger 1, die beiden andern kurzstimmig. — Brünett und helläugig 1 (kurzstämmig), mischäugig 2 (kurzstämmig 1), dunkeläugig 2 (kurzstämmig 1). Unter Normalgröße 2. Insgesamt: blond 3; brünett 8.

2. Langschädelig und mittelgesichtig. Blond und helläugig 4 (unter Normalgröße 2, davon 1 kurzstämmig und kurzstimmig), dunkeläugig 1 (kurzstämmig). — Brünett und dunkeläugig 1 (kurzstimmig), unter Normalgröße. Insgesamt: blond 5; brünett 1.

3. Langschädelig und breitgesichtig. Brünett 1 (mischäugig).

<sup>1)</sup> Im Folgenden werden normale und übernormale Maße nicht genannt. Wo nichts erwähnt wird, ist also Langstämmigkeit bzw. Langstimmigkeit anzunehmen. Unter Normalgröße ist der aus den Vermessungen errechnete Durchschnitt zu verstehen.

4. Mittelschädelig und schmalgesichtig. Blond und helläugig 8; davon unter Normalgröße 8, kurzbandig 8. Blond und mischäugig 2, davon kurzbandig 1. — Brünnett und helläugig 2 (beide kurzfingerig), mischäugig 1, dunkeläugig 4 (unter Normalgröße 2, kurzbandig 1, kurzfingerig 1, kurzbandig und kurzfingerig 1). Insgesamt: blond 7; brünnett 7; darunter 1 Jude (dieser war unterwüchsig und kurzbandig).

5. Mittelschädelig und mittelgesichtig. Blond und helläugig 6; davon unter Normalgröße 2 (beide kurzbandig und kurzfingerig). — Brünnett und helläugig 1 (besonders langbandig), mischäugig 1 (unterwüchsig und kurzfingerig), dunkeläugig 2 (davon besonders langfingerig, aber kurzbandig 1). Insgesamt: blond 6; brünnett 4.

6. Mittelschädelig und breitgesichtig. Blond und helläugig 5, sämtlich unter Normalgröße; davon kurzbandig 2, kurzfingerig 2. — Brünnett und dunkeläugig 1 (unterwüchsig). Insgesamt: blond 5; brünnett 1.

7. Kurzschädelig und schmalgesichtig. Blond und helläugig 9; davon unter Normalgröße 5, kurzbandig 2, kurzfingerig 4. Blond und mischäugig 2; unterwüchsig 1, kurzbandig 1. Blond und dunkeläugig 1 (kurzfingerig). — Brünnett und grauäugig 3, unterwüchsig 2, kurzbandig 2, kurzfingerig 1. Brünnett und mischäugig 2, unterwüchsig 1, kurzbandig 1, kurzbandig und kurzfingerig 1. Brünnett und dunkeläugig 5, davon 4 unter Normalgröße, kurzbandig 1, kurzfingerig 3. Insgesamt: blond 12; brünnett 10.

8. Kurzschädelig und mittelgesichtig. Blond und helläugig 13; davon unter Normalgröße 6, kurzbandig 6, kurzfingerig 4, kurzbandig und kurzfingerig 2. Blond und mischäugig 7; davon unterwüchsig 4, kurzbandig 3, kurzbandig und kurzfingerig 1. Blond und dunkeläugig 5; davon unter Normalgröße 1, kurzbandig 1, kurzfingerig 1, kurzbandig und kurzfingerig 1. — Brünnett und helläugig 2 (unterwüchsig 1, derselbe auch kurzbandig); mischäugig 2 (unterwüchsig 1; der andere 1 Jude, kurzfingerig); dunkeläugig 3; alle drei unter Normalgröße, kurzbandig 2. Insgesamt: blond 30; brünnett 7, dabei 1 Jude.

9. Kurzschädelig und breitgesichtig. Blond und helläugig 12; davon unter Normalgröße 7, kurzbandig 6, kurzfingerig 1, kurzbandig und kurzfingerig 1. Blond und mischäugig 3, alle unterwüchsig und kurzbandig. Blond und dunkeläugig 1 (kurzfingerig). — Brünnett und grauäugig 1 (unterwüchsig und kurzbandig); dunkeläugig 1 (unterwüchsig und kurzbandig). Insgesamt: blond 16; brünnett 2.

Die Zusammenstellung zeigt, daß die blonden Kurzschädel am stärksten vertreten sind. Das deutet auf starke ostische Mischung mit nordischem Einschlag. Die Variationsbreite ist hier natürlich beträchtlich, wie folgende Beispiele lehren. Ein Fünfzehnjähriger ist 181 cm groß, Schädelminder 32,5, Gesicht 32,7, Nase gerade, Augen hellbraun; ein sehr kleiner Zwölfjähriger dagegen hat im Schädelminder: 37,2, Gesicht 34,5, Nase gefattelt, ist hellblond, blauäugig. Auch bei brünnett dominierender Ostmischung finden sich solche Gegensätze. Den kürzesten Schädel (91,6) hatte ein Zwölfjähriger, dazu ein schmales Gesicht (90), sehr klein, dunkelbraune Haare, hellbraune Augen, Nase flach; dagegen ein Dreizehnjähriger mit langem Schädel (74,4) und breitem Gesicht (31,9), Haare hellbraun, Augen graubraun, Nase nur wenig gefattelt, überdurchschnitts groß. Reinerassige Ostmenschen sind indessen kaum zu finden; annähernd rein ist nur einer (Schädel 83, Gesicht 30,5) unter den Elfjährigen; er war der kleinste unter ihnen (151 cm), Augen hellbraun, flachnasig, die Haare allerdings rotbraun und wellig.

Den längsten Schädel (69,8) wies ein Elfjähriger vorwiegend westlicher Rasse auf, Gesicht 90,9. Überhaupt war diese Rasse stärker vertreten, als man annehmen sollte; ich rechne dazu mit einiger Vorsicht 3 Jungen, die ziemlich sicher westisches Blut führen. Das sind 12,8%. Die Herkunft war entweder aus dem westlichen Deutschland zu bestimmen, oder aus Österreich (Wien). Bemerkenswert ist die Frühreife, die diesen Jungen auch hier im Norden teilweise erhalten geblieben ist; so hatte ein Vierzehnjähriger schon kräftigen Bartwuchs, Größe 178 cm, obgleich er zweifellos auch nordisches Blut führte.

Noch deutlicher zeigte sich der Bartwuchs bei einem sechzehnjährigen Wiener, der hier nicht einbezogen worden ist.

Dinarisches Blut ist in bescheidenem Umfang auch nachzuweisen. Gewöhnlich sind das Kurzschädel mit schmalen Gesichtern, mit braunen Haaren und gewöhnlich auch braunen Augen. Reinrassig habe ich keinen gefunden, wohl aber mehrfach groteske Kopfformen bei Mischung mit nordischem Blut. Der Oberschädel zeigte dort Neigung zu Kürze, bauchte sich dann aber hinten in Augenhöhe unvermittelt aus. Der eine Knabe mit rostrotem Haar gehört hierher.

Nordisches Blut endlich läßt sich in mehr oder weniger starkem Maße bei der weitaus größten Menge der Jungen erkennen; trotzdem fand ich nur einen, den ich für ziemlich reinrassig hielt, er hatte aber nur einen mittleren Gesichtsinde. Vorwiegend nordische Jungen waren am zahlreichsten unter den blonden Mittelschädeln anzutreffen.

## Besprechungen.

Butterfisch, F.: 1926. Wider die Minderwertigkeit! Die Vorbedingung für Deutschlands Befundung. Skizzen zur Völkerverpathologie. Monographien zur Frauenkunde und Konstitutionsforschung, herausgegeben von M. Hirsch, Nr. 10. E. Rabigsch, Leipzig. 81 Seiten. Preis geb. M. 2.75.

In eindringlicher Weise stellt der Verfasser die Gefahren dar, welche — infolge der Zunahme der Minderwertigen — Volk, Staat und Kultur bedrohen. Der Verfasser wendet sich gegen die heute herrschenden individualistischen Humanitätsideen und betrachtet das Problem von dem Ganzheitsstandpunkt aus, der das Einzelwohl dem Gesamtwohl unterordnet. Die erschreckend hohen Zahlen der Minderwertigen sowie die Unkosten, mit welchen sie die Allgemeinheit belasten, werden — soweit dies aus den verfügbaren Quellen möglich ist — abgeschätzt. Als Mittel zur Abhilfe dieses Übels wird die Ausmerze durch Asepsierung und Sterilisierung vorgeschlagen. Die den rassenhygienischen Kreisen vertrauten Gedankengänge werden vom politischen und kulturhistorischen Standpunkt aus behandelt; die biologischen Grundgedanken klingen jedoch immer wieder durch. Die Schrift ist dem Reichspräsidenten von Hindenburg gewidmet, und so darf man wünschen und hoffen, daß sie bei politisch maßgebenden Persönlichkeiten Eingang findet. Gerade deswegen wäre es wünschenswert gewesen, daß der Verfasser gegenüber dem umfangreichen Schrifttum kritischer vorgehen wäre. Auch eine die Schwierigkeit vieler Probleme mehr berücksichtigende, somit umfassendere und tiefergründigere Be-

arbeitung mancher Fragen (z. B. Sterilisierung) würde die Wirkung der Schrift noch erhöht haben. Eine Gleichsetzung der Tuberkulösen mit den Minderwertigen, wie wir sie auf Seite 23 und 26 finden, ist keineswegs berechtigt. Auf einige vererbungswissenschaftliche Irrtümer sei kurz hingewiesen: Seite 34 oben: Welche Eigenschaft bei entgegengesetzter (heterozygoter) Veranlagung sichtbar in Erscheinung tritt, wird nicht durch „äußere Reize“, sondern durch den jeweils vorliegenden Vererbungsmodus entschieden; wenn auf Seite 48 von der „Vergiftung“ des Erbgutes unseres Volkes durch die „Heraufnahme minderwertiger Elemente“ gesprochen wird, so können in diesem Zusammenhang — bei voller Wahrung der nationalen Ehre — weiße und farbige Franzosen nicht gleichgesetzt werden; auf Seite 64 werden „verdohte Bösewichte, Ruffällige, Gewohnheitsverbrecher, Unverbesserliche“ auf eine „antisoziale Homozygotie“ zurückgeführt; auch wenn wir die — vererbungswissenschaftlich abzulehnende — Annahme gelten lassen wollten, daß es „antisoziale“ Erbfaktoren gäbe, wäre es durchaus denkbar, daß dieselben sich auch heterozygot manifestierten; hierfür würde die Erfahrung sprechen, daß sich in vielen Familien antisoziale Elemente in ununterbrochener Generationsfolge nachweisen lassen.

O. v. Verschuer, Berlin-Dahlem.

Eugen Fischer: Rasse und Rassenentstehung beim Menschen. Sammlung „Wege zum Wissen“. Verlag Ullstein, Berlin 1927. Ein handliches Büchlein, in dem der be-

kannte Rassenforscher in übersichtlicher und leicht verständlicher Form alles das zusammengefaßt hat, was der Sachmann nach dem heutigen Stand der Wissenschaft vom Menschen mit einiger Sicherheit über den Rassebegriff und über das Entstehen der Menschenrassen auszusagen kann. Zunächst werden Rassebegriff und Rassemerkmale unter biologischem und vererbungs-wissenschaftlichem Gesichtswinkel erläutert. Dann wendet sich der Verfasser der Frage zu, wie man sich die Entstehung „des Menschen“ und der Einzerrassen zu denken hat. Als eine der Hauptursachen für die Bildung der letzteren glaubt Fischer die „Domestikation“ ansehen zu müssen, d. h. die Tatsache, daß der Mensch sich schon verhältnismäßig früh durch Schaffung von Wohnstätten und durch Benutzung des Feuers, durch Verwendung von Waffen, Geräten und Kleidung von vielen unmittelbaren Einwirkungen der Umwelt (besonders auch des Klimas) unabhängig machte; im Zustande der Domestikation sind ja, wie wir von unsern Haustieren wissen, viele Form- und Farbvarianten vor der Vernichtung geschützt, der sie im Zustande des Wildlebens anheimfallen, weil sie dessen starken Anforderungen nicht entsprechen. Die Bildung der Einzerrassen ist nach Fischer auch dadurch stark begünstigt worden, daß die Menschheit sich schon sehr früh über weite Länderstriche und viele Klimazonen ausbreitete, also unter sehr mannigfache Umweltbedingungen gelangte, die auslösend verschiedene Typen züchteten. Zweifellos hat der Verfasser auch recht, wenn er der „geschlechtlichen Auslese“ einen sehr großen Anteil an der Rassenbildung zuschreibt: mehr oder weniger bewußt hat die eine Rasse dieses, die andere jenes „Schönheitsideal“ gezüchtet; noch heute finden wir ja rassenmäßig außerordentlich verschiedene Begriffe von „Schönheit“.

Ausführlich sind dann die besonders die heutige Anthropologie interessierenden Fragen der Rassenkreuzung und Konstitution behandelt. Das Verhalten der einzelnen Rassenmerkmale bei Kreuzung hat ja Fischer als erster ausführlich studiert und dabei festgestellt, daß mindestens sehr viele Merkmale sich nach den Mendelschen Regeln vererben. Fischer meint, man könne aus diesen Tatsachen vielleicht den Schluß ziehen, daß die gesamte Menschheit einer einzigen „Art“ (Spezies) angehöre und daß die „Menschenrassen“ nur Varietäten seien; er gibt allerdings zu, daß diese Frage noch nicht entschieden ist, denn recht viele Erwägungen sprechen doch auch für die schon

von Broca verfochtene Anschauung, daß die „Menschenrassen“ gut definierte „Arten“ sind! Recht interessant ist der, wenn auch kurze, Abschnitt über „Rassenverbreitung“, „Rassendauer“ und „Rassenuntergang“; es wird gezeigt, daß die menschlichen Rassen in hohem Grade „Dauertypen“ sind und daß der Lebensstrom der Rasse an sich unsterblich ist, daß Rassen durchaus nicht untergehen müssen, daß sie nur dann der Vernichtung anheimfallen, wenn ungünstige Auslese ihr wertvolles Erbgut vernichtet.

Das Endkapitel endlich handelt von dem Verhältnis von „Rasse“ und „Volk“, zwei Begriffen, die sich zwar „grundsätzlich und begrifflich fremd“ sind und daher scharf auseinandergehalten werden müssen, die man nicht miteinander verwechseln darf — wie es leider immer wieder geschieht — die aber trotzdem innig miteinander zusammenhängen, denn jedes Volk besteht aus einer Rasse oder — meist — aus der Mischung mehrerer. Es ist die „Politische Anthropologie“, die sich mit diesen Problemen beschäftigt. Hierbei gehören auch Fragen, wie „Können die erblichen Rassenmerkmale der einen sozialen Verband zusammensetzenden Individuen auch Leben und Schicksal dieses Verbandes beeinflussen?“, wobei weniger an die sichtbaren körperlichen (morphologischen), als an die physiologischen (Anpassungsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten usw.) und besonders an die geistigen Rassenigenschaften gedacht werden muß. Und Fischer kommt zu dem Schluß: „Es kann gar kein Zweifel sein, daß das Schicksal der Stämme, Völker und Staaten aufs stärkste und entschiedenste von der rassenmäßigen Natur ihrer Träger beeinflusst ist. Auch Weltgeschichte ist ein Stück Rassen-geschichte.“

Zu bedauern ist, daß der Verlag dem Büchlein nur so wenig Abbildungen bewilligt hat; Ausführungen über anthropologische Fragen, die nicht durch ein reiches Abbildungsmaterial unterstützt werden, fordern vom Leser eine plastische Vorstellungskraft, die eigentlich nur der Sachmann besitzen kann. O. K e c h e.

Viktor Geramb: Volkshunde der Steiermark. 72 S., 40 Abb., 4 Karten. Schulwissenschaftl. Verlag Haase, Wien. 1926.

Der rührige Vorstand des steirischen Volkshundemuseums gibt in diesem „Grundriss“ eine inhaltsreiche, gedrängte Überschau des gesamten Gebietes, die vor allem zur Einführung der erbofften Mitarbeiter (namentlich der Geistlichen und der Lehrer auf dem Lande) bestimmt ist, aber auch zu-

gleich sich wohl eignet, dem landesfremden Reichsdeutschen einen Einblick in den Reichtum feierlichen Volkslebens zu gewähren. Die hübschen farbigen Karten der Klur- und Siedlungstypen (nach der Arbeit von M. Sidaritsch, 1925) sind eine wertvolle Beigabe, das reiche Schrifttumsverzeichnis eine willkommene Anregung für Vertiefung und Weiterforschung.

H. Zeiß.

Georg Hüfing: Die deutschen Hochzeiten. Mit 11 Abb.; XVI u. 144 S. Wien 1927. Verlag: Eichendorff-Haus, Wien I. Geb. M. 2.40.

Das kleine Büchlein des Wiener Indogermanisten sucht Sinn und Herkunft unserer Hauptfeste zu enträtseln. Es bringt viel Interessantes; freilich auch manche gewagte Annahme und Ausdeutung. Wenn z. B. trotz bestimmter Forschungsergebnisse St. Kümmeris auf altgermanische Vorstellungen zurückgeführt wird, so muß dem widersprochen werden. Bei aller Achtung vor unserem altgermanischen Erbgut darf auch keineswegs übersehen werden, daß manches davon nur in christlich-kirchlichem Gewande noch lebendig, noch volkstümlich ist; und daß manche Festzeit doch ihre Eigenart und gerade das Wertvollste dem Christentum verdankt, hätte verdient ausgesprochen zu werden. Germanentum und Christentum haben für unser Volk gleich große Bedeutung.

An Hüfings Gedanken, die Rechtschreibung zu verbessern, ist manches richtig. Aber ein solches Buch ist kaum das geeignete Versuchsfeld dafür.

H. Zeiß.

Anutu im Papualande. Von Missionar Kephner. 1928. Glöden-Verlag, Klagenfurt. M. 3.50.

Auf dieses Büchlein von 180 Seiten mit vorbildlich vornehmer Ausstattung sei die Leserschaft von V. u. R. ernstlich aufmerksam gemacht. Es zeigt, wie die deutschen Missionare nicht europäischen, sondern bodenständiges, dem Volkstum der Papuastämme angemessenes Christentum brachten; es macht, indem es Einblick in die tatsächliche Kulturarbeit der Mission gewährt, aus Gegnern der Mission Freunde derselben; endlich aber, und das ist für den rasskundlich Geschulten ein Hochgenuss, erleben wir nicht nur die praktische Anwendung des Christentums auf eine bestimmte Rasse, die unserer ostischen so ähnlich ist, sondern dürfen auch innerlich mit teilnehmen, wie Missionar Kephner selbst z. T. im Kampf gegen seine rassisch bestimmte Naturanlage und doch wieder sicher geleitet von dem Gefühl seiner vorwiegend

nordisch-binarischen Art von dieser aus dem Weg zu den Heidenherzen findet. Eine Menge Lichtbilder schildert Land und Leute dieser unserer ehemaligen Kolonie in Neu-Guinea. Das Büchlein ist herzerfrischend und spannend zu lesen; es geht da „nicht hoch und geistlich“ her, aber sehr „menschlich“, und gerade das festelt und wirkt.

Ernst Pauli.

Unter den rasskundlichen Büchern ist rühmlich eines kleinen Wertes des Wiener Professors Dr. Gust. Kraftschek zu gedenken, das kürzlich in Wien erschien (Burgverlag) und zu einem unglaublich billigen Preise (2 M.) auf 7. 160 Seiten das gesamte Gebiet der Rasskunde in klarster und allgemeinverständlicher Weise umreißt. Dabei enthält es auch noch 10 Bildertafeln und eine Menge Zeichnungen. Es trägt den Titel: Rassenhunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes, auch in den Ostalpenländern. Verdienstlich ist daran auch weiterhin seine Einführung in die Urgeschichte und in die gesamte Biologie, die Erblichkeitslehre am Anfang und die Darlegung der Rassenzugehörigkeit aller europäischen Völker in der zweiten Hälfte des Buches. Eine bessere Einführung in die Rassentheorie von kurzer und wohlfeiler Art, besonders auch für die Jugend geeignet, ist gar nicht denkbar als Kraftscheks Wertchen.

Dietrich Bernhardt.

Grenzmark Posen-Westpreußen. Ein Heimatbuch von Franz Lüdte. Mit 75 Textabbildungen und 9 zum Teil farbigen Kunstbeilagen von Arthur Berger, Robert Budzinski, Arthur Haupt, Werner Rathmann, A. G. Koederer und Richard Strauß. VIII und 404 Seiten Ottav mit 1 Karte. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig C 1, 1927. In Künstlerband (Ganzl.) geb. M. 10.—

Was uns der Versailler Raub von zwei blühenden deutschen Provinzen ließ, ein schmaler Streifen Landes von Hinterpommern bis nach Schlesien, ist zu einer neuen Provinz zusammengefaßt, die die Erinnerung an die beiden verstümmelten Provinzen, aus deren Überbleibseln sie sich zusammensetzt, lebendig erhalten, den Gedanken an ihre Wiederaufrichtung nicht untergehen lassen soll. Ein uneinheitliches, zerrissenes Gebiet, ist es doch rasch zusammenge schmiedet worden durch den deutschen Gedanken, der in diesem Heimatbuch schönsten und stärksten Ausdruck gefunden hat.

Wie soll man den überquellenden Reichtum dieses Buches in einer kurzen Anzeige nachklängen lassen? In anmutigem Wechsel

von Prosa und Dichtung, überreich mit trefflichen Bildern ausgestattet, führt es uns von den grauen Zeiten der Vor- und Frühgeschichte (George Kuny), an Manfred Lauberts lundiger Hand durch die wechselvolle Geschichte, läßt uns die Polenkämpfe nach dem Zusammenbruch von 1918 mit allem ihrem, leider selbst in der deutschen Heimat noch so wenig gekannten und gewürdigten Heldentum miterleben und knirschend das schwachvolle Elend des Schneidemühl- Ostantenlagers schauen. Die kurzgefaßten Geschichten der einzelnen Städte und Kreise des Gebiets zeigen uns immer wieder die gleichen Bilder eines fest eingewurzelten Deutschtums, das selbst nach Jahrhunderten polnischer Wirtshaft noch unerschüttert dastand; zeigen immer und immer, ja selbst unter der Polenherrschaft wiederholten und von polnischen Machthabern herbeigerufenen deutschen Aufbau. Dazu eine reiche Fülle von Aufzügen, die Häuser und Kirchen, Kunst- und Denkmäler (Jullius Robert), Mundarten und viel Volkstümliches, nicht minder literarisches, Kulturgeschichte, Verkehrs- geschichte, Wirtschaftsleben und Industrie, Vogel- und Pflanzenleben, Naturdenkmäler — kurz alles beahndelt, was im Leben dieser aus Trümmern zusammengegrafften Provinz irgendeine Rolle spielt.

Einem Werk gegenüber, das sich an breitesten Kreise wendet und dem ein tiefstes Eindringen in sie zu wünschen ist, darf man die wissenschaftliche Goldwaage nicht zu streng handhaben. Immerhin muß angemerkt werden, daß die Bezeichnung der Semnonen in der Lausitz und östlichen Mark Brandenburg als „mutmaßliche Träger“ der Lausitzer Kultur (S. 28) doch etwas zu läßig ist. Die auf S. 198 gegebenen Etymologien sind fragwürdig. Ende des 5. Jb. als Abschluß der slawischen Besiedlung (S. 206) ist um rund hundert Jahre zu früh angegeben.

Die Hauptsache ist doch der starke deutsche Geist, der das ganze durchweht und aus allen Worten dieser ostmärktischen „Träger deutschen Kampfes auf der Wacht an der Weichsel“ zu uns redet. Er findet seine schärfste Prägung in Lauberts Worten: „Ohne Erhaltung und Wiedererlangung des deutschen Ostens kein Aufstieg, keine Freiheit!“ und der verstümmelte Rumpf der Grenzmark „schreit in alle Winde hinaus, was man uns angetan, unvermeidbar, unheilbar, eine Schicksalsfrage Europas“. Mag auch die Hoffnung dieses auf deutschem Boden gewachsenen und deutschem Geist entsprungenen Heimatbuches die unsere sein, daß das gemeinsame Unglück uns

fest zusammenstriede, als früher das Glück, und uns endlich die innere Befriedigung bringe.

S. Witte.

Oswald Menghin: Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens. 118 Seiten, 69 Abb. Sudetendeutscher Verlag Franz Aras, Reichenberg 1926. Karton. Mk. 3.50.

Die Arbeit des bekannten Wiener Prähistorikers eröffnet die vorgeschichtliche Abteilung der Veröffentlichungen der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung. Sie gibt die erste deutsch geschriebene Zusammenfassung der Forschungsergebnisse, und ist um so beachtenswerter, als sie eine rein sachliche, sehr notwendige Kritik iener tendenziösen tschechischen Prähistoriker bricht, die aus falschem Nationalstolz in Missachtung der außerböhmisches Kunsttatsachen die Bodenständigkeit des tschechischen Volkes behaupteten. Menghins Schrift vermittelt auch dem Leser ohne Vorkenntnisse ein anschauliches Bild der mannigfachen vorgeschichtlichen Kulturgruppen in den Sudetenländern: wer etwa bei der notwendigen knappen Darstellung der Untergruppen den Überblick verlieren sollte, kann sich an Hand der beigegebenen Übersicht leicht zurechtfinden. Daß der Verfasser nach der Besprechung der einzelnen Kulturperioden jeweils einen Abschnitt über „Rasse und Sprache“ folgen ließ, ist sehr zu begrüßen: die von ihm beobachtete vorsichtige Zurückhaltung ist eine deutliche Warnung gegenüber der so manchmal auftretenden Sucht, selbst die frühesten vorgeschichtlichen Kulturen mit Bestimmtheit einzelnen Völkern zuzuschreiben. Sehr erwünscht ist die Beigabe der zahlreichen Abbildungen; vielleicht ließen sich bei einer Neuauflage die wesentlich verwandten schematischen Zeichnungen durch anschaulichere Bilder ersetzen, namentlich da, wo sie sich häufen (Hallstattzeit). Daß der letzte Abschnitt (römische und merovingische Zeit) sehr gedrängt gefaßt ist, erklärt sich wohl durch selbständige Behandlung dieser Periode in *Left 8* der gleichen Sammlung. Da die böhmischen vorgeschichtlichen Verhältnisse für die Beurteilung der tschechischen Ansprüche von Wichtigkeit sind, verdient die zuverlässig unterrichtende Schrift Menghins (die übrigens einen für weitere Studien sehr wertvollen Literaturanhang enthält) die Beachtung weiterer Kreise, nicht nur der Vorgeschichtsforscher und Freunde.

S. Zeiß.

Professor Robert Meiß: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihrer Be-

ziehung zu Menschen und Landschaft. München 1927. J. S. Lehmanns Verlag, geb. M. 3.—, geb. M. 10.—.

In der Gegenwart, wo vieles altüberlieferte Erbgut des deutschen Volkes gefährdet erscheint und auch die Wohnweise und die Siedlungsweise, die Jahrhunderte unserer Wirtschaft und unserem Wollen sich angepaßt hatte, von starken Veränderungen bedroht wird, ist es ein doppeltes Verdienst, uns die alten Zustände in ihrer geschichtlichen Begründung und ihrem hohen sittlichen und künstlerischen Werte zu zeigen. Für die Darstellung der deutschen Siedlungsverhältnisse gab es keinen Berufeneren, als Robert Mielke, da dieser seit Jahrzehnten tätig an der Erforschung der Formen deutscher Siedlung mitwirkte und seine reichen Kenntnisse in zahlreichen Sonderschriften und einigen Büchern zusammengefaßt hat. Mielke ist nicht einer von denen, die von der Studierstube aus Landes- und Volkskunde treiben, sondern er hat seine Kenntnisse selbst erworben. Das merkt man auf jeder Seite seines Buches an der Anschaulichkeit seiner Schilderung, an der Frische des Stils und an der Wärme, die vom Forscher auf den Leser überströmt und auch diesen teilnehmen läßt an dem großen Erlebnis deutscher Siedlungsforschung. Wenn das Siedlungswesen unseres Volkes mehr ist als eine bloße wissenschaftliche Angelegenheit, wer darin einen Spiegel unserer vollhaften Eigenart erkennt und eine der Grundlagen für unsere vollhafte Zukunft, der wird sich gerne von Mielke einführen lassen in den hier vorliegenden Reichtum deutscher Geschichte, Kraft und Schönheit. Er wird gerne mit dem Verfasser die Ebene, das Mittelgebirge und das Hochgebirge durchwandern, Umschau zu halten über die geographischen, wirtschaftlichen und stammesmäßigen Ursachen dieses Reichtums.

Mielkes über 300 Seiten umfassendes Werk geht von der vorgeschichtlichen Siedlung in Europa aus, streift die keltischen und slawischen Verhältnisse und befaßt sich eingehend mit der germanischen Siedlung, die er nach Landschaft und Kolonisationsgeschichte in 4 Hauptgruppen behandelt, Ebene, Mitteldeutschland, Hochgebirge und Ostdeutschland. Der nieder-sächsischen Siedlung der Ebene folgt er in den Hauptformen, nämlich dem Einzelhof, dem Hausendorf, dem Runddorf und Straßendorf, um sich dann mit der Stadt und den Ursachen ihrer Gestaltung zu befassen. Nach Vorführung der Freisen und der niederdeutschen Gebiete außerhalb Deutschlands wird innerhalb der mittel-

deutschen Siedlung das fränkische, bairische und thüringische Wesen geschildert, schließlich der Formentreichtum schwäbischer Art in Elßaß, Baden und Württemberg und das kraftvolle Wesen des Bayerntums innerhalb und außerhalb des Reichs behandelt. Welche Besonderheiten Schweiz und Tirol entwickeln, das sehen wir bei den Formen des Hochgebirges. Zum Schluß erkennen wir bei der Kindeutschung des Ostens die Kraft und Zielbewußtheit deutschen Geistes und deutscher Wirtschaft. Ein Schlußkapitel setzt sich mit der modernen Siedlung auseinander, klärt ihre Aufgaben und weist zu deren Lösung Wege.

Streng wissenschaftliche Durchdringung des überreichen Stoffes unter Heranziehung zahlreicher Schriftquellen, sowie die Veranschaulichung des Textes durch 73 klug ausgewählte und vorzüglich gelungene Abbildungen erhöhen den Wert des feststehend geschriebenen Buches, dessen Inhalt der Leser fast stets mit Spannung verfolgt. Zu loben ist auch die Beigabe von 6 Übersichtstafeln, welche die Formen des Altertums, der außerdeutschen Völker, die zahlreichen germanischen Siedlungsformen, die Haustypen und die Stadtypen im Grundriß anschaulich vorführen. Der sorgfältig angelegte Orts- und Sachregister umfaßt nicht weniger als 10 Seiten, eine große Erleichterung für den Benutzer des Buches, das als rechtes Werk zur rechten Zeit sicher eine große Verbreitung bei allen jenen Deutschen finden wird, denen die Heimat mit ihren Wohnstätten eine Gelegenheit des Herzens ist.

Dr. Wilhelm Pfeffer.

**Morel:** Das weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten. Verlag Franz Hanfstaengl, München 1928. Geb. M. 20.—.

Das Buch ist sehr geschmackvoll gebunden, vom Verlag mit Bildern so wohl ausgestattet, daß es durchaus als verhältnismäßig billig zu bezeichnen ist. Der Verfasser berichtet über das weibliche Schönheitsideal bei Ägyptern, Israeliten, Arabern, Persern, Osmanen, Indern, Chinesen, Japanern, Ägyptern, Hellenen, Etruskern, Römern und Germanen, geht dann auf das Schönheitsideal der europäischen Völker bis ins 19. Jahrhundert ein. Leider ist der Verfasser in der Hauptfrage über oberflächliche Aufzählungen nicht hinausgekommen. Ein Buch wie etwa Ahrens, Das Weib in der griechischen Kunst, möge für eine zweite Auflage andeuten, wie ein solcher Gegenstand vertieft zu behandeln ist. Hätte Morel eine solche Vertiefung angestrebt, so wäre das auch seiner Schreibweise zugute ge-



kommen, die öfters in die eines Salons gelehrten für „angeregte“ Damenhörschaft versfällt. Der Gegenstand wäre aber einer ganz anderen Behandlung fähig. Auffällig ist es, daß dem Verfasser rassistische Einflüsse ganz entgangen sind. Sein Buch zeigt doch deutlich die Bedeutung der nordischen Menschen für das Schönheitsideal aller der Völker, in denen er vertreten war oder ist. Möge der Verfasser in 2. Aufl. die Vertiefung und Bereicherung seiner Anschauungen bezeugen, deren sein Buch wert ist.

S. J. K. Günther.

Altgermanisches Frauenleben, herausg. von Ida Naumann bei Eugen Diederichs in Jena 1926, M. 2.—.

Das ist ein Büchlein, an dem Mann und Weib und Kind, soweit es noch nordisch oder überhaupt heldisch empfindet, seine helle Freude haben wird. Aber auch der kultu. geschichtlich Erwachte wird darin eine vortreffliche Zusammenstellung von Merkmalen nordischen Frauenlebens entdecken. Hier kann man sehen, was für heldenmütige Frauen die Frauen und Töchter unserer Vorfahren waren. Erinnert man sich an die Helga, die sich beim Überfall des Höt, nach dem Fallen ihres Mannes bei Nacht ins Meer wirft, mit dem 4-jährigen Jüngsten im Arm, ihn an die Küste rettet, zurückschwimmt und den auf halbem Wege ihr nachlaufenden Achtjährigen, der sich kaum mehr über Wasser halten kann, auch noch in Sicherheit bringt! Man vergleiche damit unsere heutigen Pierpüppchen. Das tut nicht so leicht eine nach. Und dabei hat die Herausgeberin die Schattenseite in keiner Weise verschwiegen. Sie entnimmt ihre Kulturzeugnisse der Edda, Tacitus u. a. antiken Quellen, vor allem aber der für germanisches Leben so äußerst ergiebigen Nordarabage (Deutsch in Sammlung Eukle im gleichen Verlag). Dies ist auch eins von den Büchern, die bei Fehlen deren Mängeln alle Vorzüge guter „Indienergeschichten“ enthalten, dazu besonders noch den, daß sie auch von Frauen und Mädchen, ja von diesen besonders, mit größtem Genuß und Nutzen gelesen werden können. Dietrich Bernhardt.

Germanische Wiedererhebung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung. Herausgegeben von H. Nothmann. Berlin 1926. R. Winters Univ.-Buchhandlg. 700 S. Geb. M. 28.—.

Das prächtige Werk gibt eine Schilderung der altgermanischen Gesittung, der Umföhrung und Unterdrückung ihrer Werte durch Überfremdung und ihrer Wieder-

erhebung in neuerer Zeit. Die einzelnen Teilgebiete wurden von maßgebenden Sachleuten behandelt; wir nennen nur Univ.-Prof. Kauffmann-Hamburg (altgerm. Kultur; Volksbrauch), Univ.-Prof. A. Heusler-Basel (Sittlichkeit), Univ.-Prof. H. v. Schwertin-Berlin i. Br. (Recht) und Hochschulprofessor A. Haupt-Hannover (Baukunst). Mit diesem Buch wird zum ersten Male eine wertvolle Forscherarbeit von Jahrzehnten in umfassender, verständlicher Darstellung einem weitem Leserkreis zugänglich gemacht; es ist trefflich geeignet, tieferes Verständnis für unser germanisches Erbgut zu erwecken und zugleich der Befinnung auf die Grundlagen unserer Kultur wie ihrer Erneuerung und Fortföhrung zu dienen. Eine kleine Anzahl vorzüglicher Bildbeigaben erhöht den Wert des Buches, das weite Verbreitung verdient. Wir behalten uns vor, auf einzelne Abschnitte ausführlicher zurückzukommen.

S. Feiß.

Früh Röder: Die sächsische Schalenfibeln der Völkerverwanderungszeit als Kunstgegenstand und siedelungsarchäologisches Zeitsossil. (38 Seiten, 7 Textabb., 6 Taf.) Sonderdruck aus „Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte“. Göttingen 1927. Vandenhoeck und Ruprecht. Preis M. 4.—.

Die Schalenfibeln gehören der Zeit vor der Wanderung der Sachsen nach England an. Besonders beachtenswert ist ihr Auftreten in Nordfrankreich und Belgien, in jenem Gebiet, dessen Seebezirk in der spätrömischen Notitia Dignitatum als „Sachsensluste“ genannt wird. Für die Geschichte der sächsisch-römischen Beziehungen sind diese Fibeln sehr wichtig, wenn darüber auch erst nach Abschluß der Forschungen des Verfassers ein endgültiges Urteil möglich ist. Auf Einzelheiten der Datierung und der Einreihung in das Gesamtbild der sächsischen und der (vielleicht zu wenig berücksichtigten) spätrömischen Kunst können wir hier nicht eingehen. Eine Erkennung von leicht verdeutschbaren Ausdrücken, wie Affinität und Affoziationen (Begleitfunde!) wäre begrüßenswert. Erfreulich ist, daß das leider früh gefallene S. Platte Arbeitsgebiet, die Frühgeschichte des Sachsenstammes nun von deutscher Seite wieder tatkräftig in Angriff genommen wird.

S. Feiß.

Edward Schröder: Die deutschen Burgennamen. 12 Seiten. Sonderdruck aus „Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte“. Göttingen 1927, Vandenhoeck und Ruprecht. Preis M. 1.—.

Der vorliegende Vortrag des bekannten

Germanisten vermittelt ein anschauliches Bild von den verschiedenen Schichten der deutschen Vurgennamen, die zum großen Teil dem gesamten deutschen Sprachgebiet gemeinsam, in einigen Fällen dagegen für bestimmte Stämme bezeichnend sind: so die Namen auf „horst“ für die Niedersachsen, die auf „stein“, „fels“, „ed“ für die Oberdeutschen, von denen aus sie dann allmählich nach Norden vorstießen. Es ist eine weite Übersicht von Aschburgium bis zu Sanssouci und zur Eremitage, die sich im raschen Fluge des Vortrages dem Leser darbietet.

S. Zeiß.

C. Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. Niedersächsische Heimatbücher, herausgegeben von S. Schwanold, Bd. 8, Bad Salzhausen, Georg Schade.

Carl Schuchhardt beschenkt uns hier mit einer köstlichen Gabe. Aus mehreren Jahrzehnten harter Grabungs- und Forschungskleinarbeit nun das Wissenswerteste und Lebensvollste dem, für den doch alle seine Forschungen bestimmt sind, dem niedersächsischen Volke, zu erzählen, ist eine Aufgabe, die Schuchhardt, dem Gelehrten und Künstler, auf den Leib zugeschnitten war. Es war selbstverständlich, daß er sie glänzend löste und ein Buch schuf, das allen ähnlichen Unternehmungen in seiner ganzen unverwundlichen Feinsche ein leuchtendes Vorbild sein sollte. Der Stoffliche Umfang des nur 126 Seiten starken Wertes ist beträchtlich. Von den Altgermanen zu den Römern im Westfälischen, von dort zu den sächsischen und fränkischen Burgen und Königshöfen bis zu den Werten des späten Mittelalters, und dem allem wird noch ein zusammenfassendes Kapitel von besonderem Werte an-

gefügt. Wer so von Liebe erfüllt ist, wird Liebe wecken.

Schwantes: Hamburg.

K. Simon: Figürliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit. 127 Seiten, davon 116 Seiten Bilder. Verlag: K. A. Langewiesche, Königstein i. Taunus. M. 2.20.

Eine entzückende Sammlung von Kleinplastik aus den letzten 1000 Jahren, die kulturgeschichtlich und volkstümlich wertvolles Material aus allen deutschen Gauen vorführt; ein prächtiges Geschenkwerk, das jedermann mit Freude zur Hand nimmt. Das Büchlein reißt sich den rühmlich bekannten „Blauen Büchern“ würdig ein.

S. Zeiß.

Nordische Volkskundeforschung. Vier Vorträge von K. Krohn, K. Th. Christiansen, C. W. von Sydow, S. Ussing. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Leipzig. Friedrich Brandstetter. 1927. 86 S. 8°. Preis gebunden M. 1.30.

Das vorliegende Büchlein hat das Verdienst, vier auf der Kieler Volkskundetagung von 1926 gehaltene Vorträge über Entwicklung und Stand der volkstümlichen Arbeit in den nordischen Ländern bequem zugänglich zu machen. Sie enthalten beachtenswerte Gesichtspunkte und wertvolle Erfahrungen und bringen es dem deutschen Leser nachdrücklich zum Bewußtsein, daß es um die Organisation der volkstümlichen Forschung in den stammverwandten nordgermanischen Ländern bedeutend besser bestellt ist, als in Deutschland. Möge die Schrift erfolgreich für die Errichtung eines deutschen Instituts für Volkskunde wirken.

S. Zeiß.

## Mitteilung.

Ab 1. Januar 1928 kann „Voll und Rasse“ nur mehr selbständig bezogen werden, während es bis dahin den Beziehern von „Deutschlands Erneuerung“ mit jedem dritten Heft dieser Zeitschrift zugestellt wurde. Zugleich wird vom gleichen Zeitpunkt ab die Beilage „Schrifttum und Kunst“ (Herausgeber: Bories, Freiherr von Münchhausen) der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ monatlich (bisher: achtmal jährlich) beigegeben, während die Beilage „Voll im Wort“ wegfällt und „Voll und Rasse“ dafür pro Heft um einen Bogen verstärkt wird. „Voll und Rasse“ wird künftighin auch Aufsätze über Schrifttum und Kunst aufnehmen, die dem Plan der Zeitschrift entsprechen und bisher in „Voll im Wort“ Aufnahme fanden. Über den Arbeitsplan von „Voll und Rasse“ hat das letzte Heft des vorigen Jahrgangs unterrichtet. Wir hoffen, daß die bisherigen Bezahler dem Blatte auch weiterhin ihre Teilnahme bewahren.

Die Schriftleitung.